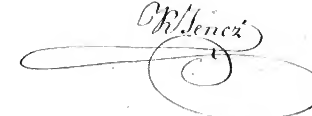




56 28.–





J. Gutenberg.

Lithogr. u. gedruckt bei F. Bartholomäus in Erfurt.

Thüringisch - Erfurter

Gedenkbuch

der

vierten

Säcular-Jubelfeier

der

Erfindung der Buchdruckerkunst

zu

Erfurt

am 26. und 27. Juli 1840.

Mit dem Portrait Gutenberg's und 20 Kunstbeilagen.

Erfurt.
In Commission bei Ludwig Hilsenberg.

Druck von Johann Immanuel Uckermann

Vorwort.

Die Herausgeber des Erfurter „Gedenkbuchs zur Gutenbergsfeier“ übergeben dasselbe dem Publikum in einer von dem ursprünglichen Plane abweichenden Gestalt. Bedürfen sie darüber noch einer Rechtfertigung, so wird es hinreichen, daran zu erinnern, dass die Erlaubniss zu der beabsichtigten Jubelfeier gerade in der Zeit versagt wurde, gegen welche bereits die Einsendung der versprochenen Beiträge von den Autoren erwartet werden durfte. Bei der schwebenden Ungewissheit, in welcher Monate hindurch die Frage verharrte, ob überhaupt das Fest noch

zu Stande kommen könne, wurden die begonnenen schriftstellerischen Arbeiten für das Album von der Mehrzahl der Verfasser abgebrochen, und konnten späterhin, als durch Allerhöchste Verfügung die Jubelfeier nachgelassen wurde, bei dem Drange der Zeit nicht wieder aufgenommen werden. Sollten nicht allzu sehr contrastirende Theile das nöthige Ebenmaas des Ganzen verletzen, so lag nunmehr den Herausgebern die gebieterische Pflicht nahe genug, mit Aufopferung einer früher beabsichtigten Vollständigkeit die Gaben in engere Gränzen zu weisen, und — wie leid es ihnen auch that — selbst einzelne Arbeiten des rühmlichsten Fleisses abzulehnen. — Ohnehin hatten unsre Nachbarstädte Weimar und Gotha zu abgesonderter Säcularfeier Einrichtungen getroffen, und es musste daher von Seiten des

hiesigen Comité's die Auffassung des Festgegenstandes von dem landschaftlichen Standpunkte aus meistentheils aufgegeben werden. Eine mit grossem Fleiss ausgeführte „Nachweisung thüringischer Componisten nebst biographischen Skizzen über dieselben“ von unserm hochgeschätzten Ritter konnte in Folge davon um so weniger von dem Verfasser dem Album überwiesen werden, als zwei andere correspondirende Beiträge „Nachweisung thüringischer Schriftsteller“ überhaupt, und „Nachweisung thüringischer Dichter“ im Besondern, obwohl letztere ihrer Vollendung nahe stand, nicht eingegangen waren. Möchte sich für die verdienstlichen Arbeiten bald irgend eine andere schickliche Gelegenheit zur Veröffentlichung finden! —

Die Herausgeber des Gedenkbuchs finden sich für ihre Mühen hinreichend belohnt, wenn die anspruchslosen Gaben, die sie bieten, mit Liebe aufgenommen werden und dazu beitragen, das Interesse an dem Gegenstande der beabsichtigten Jubelfeier allseitig zu fördern und zu heben. —

Major Benicken,
Professor Dennhardt,
Rendant Holzhausen,
Buchdruckereibesitzer Cramer,
Buchhändler Hilsenberg.

I n h a l t.

Seite

I. Geschichte der Buchdruckerkunst.

Vorerinnerungen 1

1. Erfindung der Buchdruckerkunst 17
   - Johannes Gutenberg 19
   - Gutenberg in Verbindung mit Johann Fust 22
   - Gutenberg und Fust in Verbindung mit Peter Schöffer 25
   - Gutenberg trennt sich von Fust und Schöffer 27
   - Gutenberg's Ende 29
   - Fust's und Schöffer's und ihrer Familie weitere Wirksamkeit . . . 31
   - Anhang über die angebliche Frfindung der Buchdruckerkunst in Harlem 34
2. Verbreitung der Buchdruckerkunst.
   - a) über Deutschland 36
   - b) über andere Länder Europa's 39
   - c) über die übrigen Welttheile 42
3. Fortschritte, Verfall und Wiederaufschwung der Buchdruckerkunst. — Verwandte Künste 44
   - a) Typen 50
   - b) Schriftschneidekunst und Schriftgiesserei 52
   - c) Stereotypie 54
   - d) Pressen 55
   - e) Die übrigen typographischen Apparate 57
   - f) Druckfarbe 58
   - g) Hochdruck 59
   - h) Die mit der Buchdruckerkunst verwandten Künste 60
4. Berühmte Buchdrucker älterer und neuerer Zeit.
   - Italiener 63
   - Franzosen 65
   - Engländer 68
   - Niederländer 69
   - Spanier 70
   - Deutsche 70
5. Säcularfeste und Denkmale 74

Seite

II. Erfurt und seine Bewohner im Jahre 1840 . . 79

Statistische Uebersicht der Stadt Erfurt im Jahr 1840 . . 123

III. Vermächtniss an unsere Urenkel 1940 127

IV. Die Sagen des Singerberges 135

1. Das versunkene Schloss 137
2. Der glückliche Schäfer 140
3. Der Hirte im Berge 141
4. Das siebenjährige Nachtquartier 142
5. Der Sonntagsjäger 143
6. Die Walderscheinung 144
7. Der bethörte Förster 145
8. Es äfft die Reisenden 146
9. Für den Singerberg wird gebetet 147

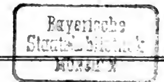
V. Gedichte von verschiedenen Verfassern.

Des Königs letzter Wille 157
Thüringen 160
Abschied von Thüringen (4 Lieder) 161
Strasse nach Oberhof 167
Das Dr. Faust-Gässchen zu Erfurt 170
Der Graf Ernst von Gleichen 171
An Gutenberg 175
Die Sage vom Schatzgräber Schneider in Erfurt 176
Der Gefangene zu Kappendorf (Jenensische Sage) 179
Die Freiwilligen (gesungen am Erinnerungsfeste der Freiwilligen-Compagnie, den 18. Juni 1839) 181
Den Frauen (ges. am Erinnerungsfeste der Freiwilligen-Compagnie, den 18. Juni 1839) 183
Die Hohenzollern 184
Die grosse Glocke zu Erfurt 1840 185
Sonst und Einst 186
Lied (zur 4ten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst) . 187

Nachweis über die litho-typographischen Beilagen 189

Arithmetischer Nachweis der durch die Erfindung der Buchdruckerkunst gewonnenen Vortheile an Zeit u. Kraft 195

Statistik aller Kunstanstalten für den Bücherverkehr zu Erfurt 1840 197



I.

Geschichte der Buchdruckerkunst.

(Vom Professor Dr. G. W Dennhardt.)

Vorerinnerungen.

Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts beginnt das Neue Weltalter der Geschichte der Menschheit. Verschiedene durchgreifende Veränderungen, zum Theil schon in der nächst vorangehenden Zeit vorbereitet, bilden in der Hand der Vorsehung die Hebel, durch welche das Menschengeschlecht einen Aufschwung erfuhr, dessen wunderbare, mächtige Wirkungen sich bis auf die neueste Zeit erstrecken.

Drei Paare von Ereignissen sind es vornehmlich, denen, um des Einflusses willen, den sie auf den Wehr-, Lehr- und Nährstand oder auf alle drei Hauptverhältnisse ausübten, in welche sich die ganze menschliche Gesellschaft theilt, die Umgestaltung der Dinge zugeschrieben werden muss, von welcher aus wir das Neue Weltalter datiren. Diese drei Paare von Ereignissen sind erstens zwei Er-

findungen, nämlich die des Schiesspulvers (angeblich durch den Franziskanermönch Berthold Schwarz zu Freiburg im Breisgau gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts) und die der Buchdruckerkunst (durch Gutenberg um 1440); — ferner zwei Entdeckungen, nämlich die der westlichen Halbkugel der Erde (durch Columbus 1492) und die des Seewegs nach Ostindien (durch Vasco de Gama 1498); — endlich zwei Erweckungen, nämlich das Wiederaufblühen der Wissenschaften im Abendlande, vorzüglich durch die Einwanderung griechischer Gelehrten nach Italien, und die Regenerirung der christlichen Kirche, die Reformation durch Luther, Zwingli, Calvin. —

Verweilen wir einen Augenblick bei jedem der genannten Ereignisse! —

Die das ganze Kriegswesen umgestaltende Anwendung des Schiesspulvers brach die rohe Kraft des Ritterthums, denn das Feuerrohr ist in der Hand des Schwächsten gleich schrecklich wie in der Hand des Starken; sie ertheilte kleinen, aber gebildeten Nationen eine entschiedene Ueberlegenheit über die zahlreichsten Barbarenhorden, und sicherte Europa auf immer vor dem Einbruch wilder Banden aus entlegenen Welttheilen; aber sie unterwarf auch jede andere Gewalt in Staaten und Völkern derjenigen

Autorität, die die Gewalt der Waffen bei sich trägt, denn gegen den Gesetzesdonner der Kanonen verstummt am Ende jedes noch so begründete Recht. Ob daher die Erfindung des Schiesspulvers, das jedoch auch im friedlichen, bürgerlichen Leben manchen guten Dienst leistet, wie zur Sprengung starrer Felsmassen und zur Ueberwältigung feindseliger Naturkräfte, eine grosse Segnung für das Menschengeschlecht genannt werden könne oder nicht, dürfte in Frage zu stellen sein. Unbestritten ist dagegen

die Buchdruckerkunst eine Erfindung, die der Menschheit unschätzbare Vortheile gewährte, die durch zahllose Werke, welche die Presse als tausendstimmige Verkündigerin des Rechts allenthalben hin verbreitet, eine geistige Macht gegen den Donner der Feuerschlünde bildete. — Habe auch sie immerhin ihre Schattenseite, führe sie manches schleichende Gift in den Körper der Menschheit und reiche sie unberufenen und unbefestigten Lesern gar oft eine unverdauliche Kost, die eine Fiebergluth der Sinnlichkeit und der Leidenschaft hervorruft, in welcher die edleren Kräfte der Seele verzehrt werden: dennoch bleibt des Guten, das sie schafft, so überwiegend viel, und unter dieser überwiegenden Masse des Guten auch eine so reiche Auswahl bewährter Heilmittel gegen die Uebel, die das Unkraut anrich-

tet, — dass die Welt des Undanks angeklagt werden müsste, wenn sie nicht anerkennen wollte, dass sie gerade in der Bücherpresse das stärkste Palladium geistiger Freiheit besitze und eine Garantie für unveräusserliche Güter und Rechte. Mag die Fackel der Wahrheit, wo sie von kräftigem Arme geschwungen wird, manches lichtscheue Haupt verletzen und das sich sträubende Haar versengen: soll sie es nicht, ist der Sieg des Rechts zu theuer erkauft mit dem Verdruss und Unwillen selbstsüchtiger Finsterlinge? — Die Presse erst hob, wie die Wissenschaft aus dem Dunkel der Klöster, so die Entscheidung der Wahrheit aus den engen Schranken der Concilien und Vehmgerichte, sie gebar ein wunderbares Kind, das, Anfangs von den Machthabern verachtet, bald zu einer Themis heranwuchs, die — Waage und Schwert in den Händen — Gericht hält über die Völker und ihre Lenker, und ihre Urtheile niederlegt in dem unvertilgbaren Buche der Geschichte. Das Wunderkind ist die öffentliche Meinung, diese ehrfurchtgebietende Gottheit, die auf erhabenem Thron dem Thun und Treiben der Menschen ruhig zusieht und mit unbestechlicher Zunge die Thaten richtet. — Die Presse erst machte die Wissenschaft zu einem Gemeingut für jeden bildungsfähigen Geist. Nicht mehr das ausgezeichnete Genie allein durfte ver-

suchen, sich mit der Lösung der höchsten Fragen zu beschäftigen; nicht mehr der Reiche und Begünstigte allein konnte das Verlangen nach den Schätzen der Weisheit befriedigen, nicht Fürsten und begüterte Stifter allein beschlossen die Vermächtnisse edler Geister der Vorzeit in glänzenden Büchersammlungen; auch der einsame Gelehrte durfte sich mit den unentbehrlichsten Werken berühmter Führer in seiner stillen Hütte umgeben. — Und nicht das ausschliessliche Besitzthum von Wenigen sollten die Kenntnisse bleiben, die jeder auch nicht im Denken geübte Geist zu fassen vermag, die ausserdem vielfältig in's tägliche Leben eingreifen und selbst zur Abwartung eines vernünftigen Gottesdienstes die wesentlichsten Grundlagen abgeben: die Presse machte eine leichte und wohlfeile Vervielfältigung von Volksbüchern möglich, sie gab, wie dem Kinde die Fibel und den Katechismus, so dem Erwachsenen Gesang- und Gebetbuch, sie gab ihm das Buch der Bücher, die Bibel; — ja für jeden Stand, jede Bildungsstufe verbreitete die Presse angemessene Schriften, und kaum ist wohl irgend ein Geschäft zu finden, das nicht, wie unscheinbar es an sich sey, eine wissenschaftliche Darstellung erfahren hätte, und in solcher Form der Unterweisung jeden, der über den Kreis der Alltäglichkeit sich erheben

will, zum eignen Nachdenken reizt, wie zur Vervollkommnung des Erlernten. — Vor allem aber preisen wir die herrliche Erfindung als das untrügliche Mittel zur Erhaltung und Aufbewahrung alles dessen, was einmal der menschliche Geist Grosses und Schönes, Gutes und Nützliches gedacht und zusammengestellt hat. Wäre die widerlegte Sage wahr, dass Omar 638 bei der Eroberung von Alexandria die Schätze der grossen, schönen Bibliothek als Feuermaterial für die Bäder gebraucht und damit bewiesen habe, dass der Fanatismus fähig sey, die Werke tausendjährigen Fleisses in einigen Stunden zu zerstören: solchen Raub könnte die Welt nie wieder erfahren. Mögen Bibliotheken in Flammen untergehn, darum geht die Wissenschaft nicht unter; was Eine Stadt an Kostbarkeiten des Geistes verliert, bewahren 100 andere zum ewigen Gedächtniss, die Presse ist die zuverlässigste Assecuranz - Anstalt für die Werke des Geistes geworden, durch deren unerschöpfliche Zauberkraft wie ein Phönix die in Asche gesunkenen Denkmäler wieder in neuer Schönheit erstehen. Die Handschriften, die ein Krieg, ein unglücklicher Brand zerstören könnte, sind durch die Vervielfältigung der Exemplare, die vermittelst des Druckes erzielt werden konnte, besser verwahrt, als durch eiserne Kasten und steinerne Gewölbe, in

denen man sie vor verheerenden Gewalten bergen mochte. — Unvertilgbar sind die Schätze der Weisheit, welche die Presse nach allen Welttheilen entsendet und in die verschiedensten Sprachen übertragen hat, unvertilgbar bleiben sie, so lange die Erde selbst nicht in ein wüstes Chaos wieder zusammensinkt.

Der Erfindung des Schiesspulvers, die ihrer Natur nach Lärm genug in der Welt machte, stand freilich gerade darin die Erfindung der Buchdruckerkunst weit nach. Geräuschlos konnte sie nur den Kunstverwandten sich zu erkennen geben, nur in der Gelehrten-Republik Anfangs Aufsehn erregen, und blieb längere Zeit vor der grossen Menge um so mehr verborgen, als ja unter diese auch erst die Fähigkeit, von gedruckten Werken Gebrauch zu machen, durch Unterricht und Anweisung in den Schulen verbreitet werden musste. Aber eben je stiller sich die Kunst einführte, desto grösser und umfassender war ihr Erfolg und ihre Einwirkung auf die Umgestaltung der Welt und ihre Verhältnisse. Ja, es liegt vor Augen, dass sie nicht weniger tief in die Weltlage eingriff, als die nachmals eintretenden, so folgenreichen Ereignisse der Entdeckung eines neuen Welttheils und des Seewegs nach Ostindien, und die dem Wiederaufblühen der

Wissenschaften auf dem Fusse nachfolgende Reformation. —

Die beiden Entdeckungsreisen, Ein Ziel suchend, das reiche Indien, welches Vasco de Gama 1498 nach Umschiffung der Südspitze und der Ostküste Africa's auf der Fahrt nach Osten fand, Columbus aber auf der Fahrt nach Westen zu erreichen hoffte und wirklich erreicht zu haben glaubte — denn für diesen Irrthum bürgt der Name „Westindien", den er den von ihm entdeckten Inseln und dem Landstriche an der nördlichen Küste Süd-America's gab, — beide Entdeckungsreisen sind als erste Wagnisse in den Weltocean nicht etwa abenteuerliche Unternehmungen, und ihre Resultate nicht etwa die Früchte blinden, glücklichen Zufalls, sondern vielmehr die Ergebnisse eines wohldurchdachten und mit beharrlichem Muthe verfolgten Planes. Wir finden in beiden lautredende Beweise der erweiterten Wissenschaft und des in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebendig gewordenen Geistes, des Thatendrangs und des unaufhörlich weiter strebenden Verlangens nach Ausdehnung des Gebietes menschlicher Wohlfahrt und Thätigkeit, und wie Viele auch, von Gewinnsucht und Golddurst allein geleitet, sich an die den ersten Unternehmungen folgenden Reisen anschlossen, immer lohnten doch die ersten Fahrten

überhaupt mehr mit Ruhm, als mit Gold. Genug, die Scheidewand, welche Furcht oder Unwissenheit bisher aufgerichtet und Völker von Völkern getrennt, Welttheile verborgen gehalten hatte, war niedergerissen, ein unermessliches Gebiet des mannichfaltigsten Strebens und Wirkens war vor den Blicken der Europäer, besonders der an den Meeresküsten wohnenden Nationen, aufgethan, der Gesichtskreis dehnte sich aus über alle Zonen und Länder der Erde, unbekannte Erzeugnisse des Bodens reizten zu Pflanzungen, Schätze in den Tiefen der Schachte, unbekannte Geschöpfe der Thierwelt zogen an zu Nachforschungen in den Urwäldern und Gebirgen, und die grosse Menschenfamilie fand ein neues Brudergeschlecht, mit dem sie in die vielseitigsten Beziehungen trat. Bald drang auch das Licht der Wissenschaft aus der Alten Welt hinüber in die neu gegründeten Niederlassungen, und der fromme Eifer begeisterter Glaubensboten — wenn auch nicht selten von den Machthabern nur gebraucht zur Entwilderung der Bewohner der Neuen Welt und zu ihrer leichteren Unterwerfung — ward nicht müde, den harmlosen Anbetern des Feuers und der Sonne die Pflicht aufzudringen, vor dem Gekreuzigten niederzufallen und sich damit ein Anrecht auf den Himmel der vermeintlichen Kinder Gottes zu erwerben. Auch

unsre gefeierte Kunst der wunderbar vervielfachten Rede — die Buchdruckerkunst — säumte nicht lange, sich überzusiedeln in die neu entdeckten Erdtheile, und namentlich erhielt schon 1550 Mexico die erste Presse. —

Und so musste denn letztere als weltüberwindende Waffe und Macht des Geistes mit allen weitumfassenden Veränderungen auf Erden in die nächste Verbindung treten; als geschickte, hülfreiche Bundesgenossin war sie unentbehrlich, wo irgend Umwandlungen erzielt wurden, die mit Erfolg das Bestehende, aber Veraltete und Unbrauchbargewordene verdrängen sollten. Wie wären daher noch viel Worte zu verlieren, um die in die Augen springenden Dienste nachzuweisen, welche die Buchdruckerkunst der wiedererwachten Wissenschaft und der grossentheils durch das neue Leben auf dem Gebiete des Wissens hervorgerufenen Reform im Bereiche der Religion und Kirche geleistet hat! Die grosse Erfindung traf mit der jugendlich kräftigen, freudig aufstrebenden Geistesthätigkeit der europäischen Völker zusammen, und ward das vorzüglichste Mittel, die kostbarsten, schon errungenen Schätze in Sicherheit zu bringen, und den Grund zu weiteren, entscheidenden Fortschritten zu legen: giebt sich nicht ihr unschätzbares Verdienst um die Erhebung und

Bildung der Menschheit gerade darin zu erkennen? — Die beiden drückendsten Gewalten des Mittelalters — das Lehenwesen und die Hierarchie hatten durch die Uebertreibung ihrer Herrschaft ihre eigenen Grundfesten untergraben, und die von ihnen beförderten Kreuzzüge, durch welche beide anfänglich die ausgedehntesten Vortheile erfuhren, hatten unerwartet zu einer bedeutenden Schwächung beider Gewalten beigetragen. Der vielfach erweiterte Völkerverkehr und Handel hatte Wohlstand und mit dem dadurch erzeugten Selbstgefühl ein Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit hervorgerufen, Geistesthätigkeit war ein Bedürfniss geworden, Kunst und Wissenschaft tauchten schon aus der finstern Nacht der Barbarei wie ein schwaches Morgenroth hervor, es bedurfte nur eines bewegenden Odems, um die Nebel zu zerstreuen, die den Strahlen des aufgehenden Lichtes wehrten, offen hervorzutreten. Dieser erschütternde Anstoss kam vom Orient her. Als die Türken über die unbeschützten Länder des griechischen Kaiserthums stürzten und dessen Unterwerfung mit der Erstürmung Constantinopels vollendeten, flohen vor dem Joch der Barbaren unter vielen Auswanderern auch eine Menge Gelehrter nach dem christlichen Abendland, und das gastfreundliche Italien vornehmlich nahm die Unglücklichen zum eige-

nen Segen auf, denn die Pfleger der Wissenschaft verbreiteten willig und dankbar ihre geistigen Schätze durch Umgang und Unterricht, und ein Manuel Chrysoloras, ein Johannes Argyropulus, ein Lascaris u. a. verdienen als die Lehrer empfänglicher Schüler, wie Leonardus Aretinus, Guarino, d'Angelo, Johann Reuchlin u. a., die auf ihre Landsleute wieder mit grossem Erfolg die Kenntniss der klassischen Literatur, des alten Griechenlands besonders, übertrugen, ewigen Ruhm und Preis. — Edle Fürsten, wie das Haus der Mediceer in Florenz, Cosmus und dessen Enkel Lorenzo, verstanden die ihnen nahe liegende Pflicht, und wurden die Beschützer und freigebigen Gönner der Kunst und Wissenschaft. Auch Päpste wetteiferten in der Huldigung gegen dieselben, und haben sich, wie der sonst so kriegerische Julius II, Leo X, Paul III. u. a. durch Gründung von Academieen, Bibliotheken und anderer den Unterricht fördernden Anstalten einen Namen gemacht. Und nicht blos Italien hat aus diesem goldnen Zeitalter der Kunst Dichter wie Ariost und Torquato Tasso, Maler und Bildhauer, wie Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Raphael Sanzio, Correggio u. a. aufzuweisen, sondern auch Deutschland darf stolz seyn auf seinen Meister in der Malerei, Kupferstecher und Holzschneidekunst Albrecht Dürer, dessen persönlicher

Freund und Gönner der edle, nur häufig zu mittellose Kaiser Maximilian war; und die deutschen Universitäten, deren viele schon im 14. Jahrhundert gestiftet waren, haben an Johann Reuchlin einen Repräsentanten, um den viele Länder Europa's uns beneiden. Sein würdiger Zeitgenosse Erasmus von Rotterdam in Basel und sein Vetter und Schüler Melanchthon, der praeceptor Germaniae, sind zu bekannte Zierden der Wissenschaft, als dass mehr als ihr Name hier erwähnt zu werden nöthig wäre. Und in ähnlichem Aufschwunge war Frankreich unter seinem König Franz I. begriffen; seine gelehrten Buchdrucker Robert und Heinrich Stephanus werden weiterhin mit Auszeichnung genannt werden. Auch Spanien blieb nicht zurück, wenn es auch erst später einen Cervantes, Lope de Vega und Calderon erzeugte. —

Wie sollte bei solcher Bewegung der Geister das Leben der Kirche unberührt bleiben? Die unsichtbare Gewalt der Ideen und die geheime, himmlische Kraft der Wahrheit haben den Kampf gegen Willkür und Anmassung geführt, und der geistliche Machthaber jenseit der Alpen hat in diesem Kampfe nur darum unterliegen müssen, weil er hartnäckig dem Geiste der Zeit widerstrebte, und die laut von allen Seiten von Kaisern und Königen und Concilien

geforderte und von ihm selbst versprochene „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern“ wortbrüchig verweigerte. Welcher erleuchtete katholische Christ will ein anderes Urtheil fällen, welcher anfrichtige Katholik, der es wohl meint mit seiner Kirche, sich nicht freuen der Herrschaft des Geistes und der Freiheit des Gewissens, die seit jener grossen Veränderung an die Stelle der Despotie getreten ist, die bis dahin die Völker in dumpfer Unterwürfigkeit trugen! Das Reich des Lichts umfasst beide Theile, die im Schoosse der allgemeinen Kirche verbliebenen, wie die aus der Obergewalt des römischen Bischofs herausgetretenen, unter dem Pannier des Evangeliums allein sich sammelnden Bekenner der Lehre Jesu. Das christliche Leben wird in seinem Werthe vor Gott hinfort nicht gerichtet nach der Menge der Glaubenssätze und Gebräuche, die wir bekennen oder verwerfen, sondern nach dem Geiste der Liebe, der das Leben heiligt und verkläret. Beide grosse Christenfamilien vereinigt das Band des Friedens und der brüderlichen Liebe, und wie auch die äusseren Formen als Ausdruck christlich-frommer Gesinnung der Einen abweichen mögen von denen der Andern, den Sinn der Eintracht in den höchsten Vereinigungspuncten des Glaubens, in der Verehrung Eines Gottes des Vaters und des göttlichen Erlösers, seines

hochgelobten Sohnes Jesu Christi, des höchsten Gesandten Gottes an die Menschheit, stört kein Glaubenszwang, kein Machtgebot fanatischer Kirchenfürsten, und die friedliche Ausübung der beiderseitigen Culte bleibt der Ueberwachung und dem Schutze erleuchteter Regierungen übergeben. — So hat sich auch auf dem Gebiete der Kirche eine Macht des Geistes herausgebildet, die in dem gesunden Sinne des Volkes gleichviel, als in dem wohlwollenden Sinne der Führer ihre festesten Stützen findet, eine Macht des Geistes, die nach den leider! so blutigen Kämpfen abgewichener Jahrhunderte nunmehr unüberwindlich geworden, die auch jetzt noch, wie sie in den ersten Zeiten ihrer Offenbarung an der herrlichen Buchdruckerkunst ihre vornehmste Trägerin erkannte, in derselben ihren Herold und ihr Vertheidigungsheer findet. —

Hat nun aber in dem ganzen die Welt verwandelnden Umschwunge der Dinge, wie derselbe in dem Vorhergehenden kürzlich angedeutet ist, die grosse Erfindung eine so bedeutende Rolle gespielt, und unter den Mitteln, durch welche in wechselseitiger Unterstützung die neue Gestaltung der Welt möglich ward, eine so vorzügliche Stelle eingenommen: so erheischt es gewiss eines jeden Gebildeten theuerstes Interesse, sich mit dem Wiegen-, dem Jugend-

und Mannesalter dieser schönen Kunst genauer bekannt zu machen. Ein kurzer Abriss ihrer Entwickelungsgeschichte, grösstentheils nach den Monographieen von Wetter, Schaab, Schulz, Ed, Fritsch u. m. a. bearbeitet, folge darum diesen voraufgestellten Bemerkungen nach.

1.
Erfindung der Buchdruckerkunst.

Schon früh verstand man, auf Holz, Stein und Metall erhabene und vertiefte Inschriften anzubringen, Münzen mit Inschriften, Bildnissen und andern Verzierungen zu prägen oder zu giessen. Der Siegelringe, deren auch die Bibel Erwähnung thut, bedienten sich die gebildeten Völker des Alterthums, Phönicier, Aegypter, Hetrurier, Griechen und Römer, und die auf verschiedenen Gefässen, Aschenkrügen, Vasen und dergleichen befindlichen Buchstaben und Charactere deuten hinlänglich darauf, dass man Stempel gehabt haben müsse, mit denen diese Einzeichnungen ausgeführt waren *). Doch unter allen Vor-

*) Cicero in seinem Werke de nat. deor. II, 37 lässt den Stoiker Balbus sagen: „Wenn Jemand glaubt, dass dies (nämlich die Entstehung der Welt durch das Zusammentreffen der Atome) habe geschehen können, so sehe ich nicht ein, warum derselbe nicht auch glauben sollte, dass, wenn man unzählige Formen der 21 Buchstaben, seyen sie von Gold oder irgend einem anderen Stoffe, zusammenwürfe und auf die Erde ausschüttete, aus diesen die Annalen des Ennius, so dass man sie in gehöriger Folge auf einander lesen könne, hervorgebracht werden könnten: wiewohl ich glaube, dass nicht einmal in einer einzigen Zeile der glückliche Zufall so viel vermöge.“ —

Aus dieser Aeusserung haben Viele gefolgert, dass Cicero oder nach ihm irgend ein Anderer leicht auf die Idee hätte kommen können, Buchstaben in festen Formen an einander zu reihen und sie auf irgend eine Masse abzudrucken, zumal die Römer die Gewohnheit gehabt hätten, den Kindern bei'm Erlernen des Alphabets elfenbeinerne Buchstaben oder von anderem Stoffe vorzulegen. Doch will es mir scheinen, als hätte dem Cicero bei jener Aeusserung weniger der Gedanke an eine Methode der Ver-

läufern der Buchdruckerkunst führte unstreitig die Holzschneidekunst am nächsten zu der Gutenbergischen Erfindung. Heiligenbilder, Spielkarten, Briefe (auf einer Seite bedruckte oder bemalte Blätter) waren das Erste, was man durch den Abdruck erhabener, auf Holztafeln geschnittener Formen vervielfältigte. Das älteste durch Holzschnitt ausgeführte Heiligenbild, das wir kennen, ist der heilige Christoph, mit der Jahrzahl 1423 und einer zweizeiligen Unterschrift versehen *). Auf Märkten und an Wallfahrtsorten wurden Heiligenbilder zum Verkauf ausgeboten, auch wohl von Mönchen unentgeltlich unter das Volk vertheilt. — Spielkarten, deren Erfindung wohl dem Morgenlande angehört, wie der im 14. Jahrhundert von den Italiänern dafür gebrauchte Name Naibi (im Arabischen Prophet, Wahrsager) andeutet, und die vielleicht nur um ihrer schöneren Ausführung willen, die sie für den schwachsinnigen König Carl VI. am Ende des 14. Jahrhunderts erhielten, lange Zeit für eine französische Erfindung gegolten haben, — wurden Anfangs gemalt, aber schon um 1433 durch Holztafeln gedruckt, und in Deutschland, wie in den Niederlanden bildeten seit dieser Zeit Holzschneider, Bilderdrucker und Kartenmaler förmliche Innungen und Zünfte. Die Leistungen dieser Künstler, ferner die Gewohnheit in Klö-

vielfältigung einer Schrift vorgeschwebt, — und diese Idee der Vervielfältigung macht doch eigentlich das Wesentliche der Buchdruckerkunst aus —, als vielmehr die Meinung, wie absurd es wäre, wenn jemand glauben wolle, es stelle sich aus einer Menge bunt durcheinander geschüttelter Buchstaben irgend eine gelehrte Schrift (zauberähnlich) von selbst zusammen, und bedürfe nicht eines ordnenden Geistes. —

*) Siehe diese Unterschrift in den Kunstbeilagen.

stern, durch Stampillen oder Stempel einzelne Buchstaben mit der Hand abzudrucken, dann das Abdrucken der Holztafeln durch Reiber (harte mit Pferdehaaren oder anderem Stoff ausgestopfte Ballen), dazu noch die Kunst der Goldschmiede, durch Patronen oder Metalle Abgüsse zu machen: diese und ähnliche Fertigkeiten konnten einen grossen Geist, wie Gutenberg war, allmählig auf die Idee führen, aus deren Verwirklichung die Buchdruckerkunst in der Vollkommenheit hervorging, in welcher der gefeierte Erfinder sie der Nachwelt hinterliess. —

Johannes Gutenberg.

Johannes (Henne) Gutenberg ward zwischen 1395—1400 in Mainz geboren und stammt aus dem alten, angesehenen Patriziergeschlechte zum Gensfleisch. Seinem Vater Friele oder Friedrich zum Gensfleisch brachte dessen Frau Else (Elisabeth) zum Gutenberg als Heirathsgut den Hof zum Gutenberg mit, und darum führt der Sohn den Doppelnamen „Johann Gensfleisch zum Gutenberg" (ad bonum montem). Eine Nebenlinie des väterlichen Stammes nannte sich nach einem in Mainz ihr zugehörigen Hause von Sorgenloch oder Selgenloch. Nach der Sitte des Adels jener Zeit ward vermuthlich auch unser Johann Gutenberg durch einen Hausgeistlichen oder Kinderpfaffen unterrichtet. Schon als Knabe scheint er sich mit allerlei mechanischen Künsten, die seinem erfinderischen Geiste mehr als ritterliche Thaten zusagten, beschäftigt zu haben.

Bei einem Aufruhr im Jahre 1420, in welchem die Bürger die Oberhand über den Adel behielten, wurde auch Gutenberg durch die harten Bedingungen, die man den Patriciern stellte, veranlasst, aus seiner Vaterstadt auszuwandern, und begab sich entweder nach Eltvill im Rheingau, wo seine Familie Güter besass, oder nach Strassburg, und machte von dem Vertrage, der 1430 zwischen den Patriciern und Zünften zu Stande kam, nach welchem es ihm frei stehen sollte nach Mainz zurückzukehren, keinen Gebrauch.

In Strassburg, wo er sichern Nachrichten zufolge sich 1434 und folgende Jahre (die Acten nennen ihn Constabler und Hintersass, nicht Bürger) aufhielt, beschäftigte er sich mit Schleifen edler Steine und Poliren der Spiegel, in welcher Kunst er namentlich einen dasigen wohlhabenden Bürger Andreas Dritzehn 1436 gegen ein Honorar unterrichtete. Mangel an Vermögen, wie eigene Neigung, trieb ihn zu dieser Beschäftigung, deren sich sonst wohl Adelige schämten. Mit Johann Riffe ging er darauf einen Vertrag ein, zu gemeinschaftlicher Betreibung eines Geschäfts (vielleicht des Drucks von Heiligenbildern vermittelst Holzplatten), von dem sie sich bei der Wallfahrt nach Aachen bedeutenden Gewinn versprachen. Dieser Verbindung traten Andreas Dritzehn und Andreas Heilmann mit der Einlage von 160 Gulden bei, unter der Bedingung, dass Gutenberg die Hälfte des Gewinns, Riffe $\frac{1}{4}$, Dritzehn und Heilmann zusammen $\frac{1}{4}$ vom Gewinn erhalten solle. Bald aber merkten sie, dass Gutenberg sich im Geheimen noch mit einer andern Kunst beschäftige, und

gegen das Versprechen, dass jeder der drei Associés 250 Gulden beitragen wolle, macht sich Gutenberg in einem auf fünf Jahre lautenden Contract verbindlich, sie auch in der geheimen Kunst (wahrscheinlich Holztafeln zu Druckversuchen vermittelst einer Presse, wenn nicht diese etwa zum Prägen von Verzierungen auf Spiegelrahmen benutzt ward, zu gebrauchen) unterrichten zu wollen. Noch in demselben Jahre, in welchem der Vertrag abgeschlossen war, starb Dritzehn, und seine beiden Brüder Georg und Niclas verlangten Aufnahme in die Gesellschaft oder Rückgabe des eingelegten Geldes. Gutenberg verweigerte Beides, und wollte sich, da der Verstorbene erst 40 Gulden bezahlt habe, nur zur Herausgabe von 15 Gulden verstehen. Es entspann sich darüber ein Prozess, der zwar durch des Raths Urthel im December 1439 im Ganzen zu Gutenbergs Gunsten ausfiel, aber ihm doch auch den Aufenthalt in Strassburg verleidet haben mag, wenn nicht dazu vielleicht noch mehr ein Verhältniss mit einem adligen Fräulein beitrug, Namens Ennel oder Anna zu der eisernen Thür, die ihn 1437 wegen eines angeblichen Eheversprechens verklagte, und, da sie in den Acten unter dem Namen Ennel Gutenberg aufgeführt wird, ihm auch angetraut gewesen zu sein scheint, ohne dass er übrigens mit ihr zusammenlebte. Genug, nach Ablauf des Gesellschaftsvertrags verlässt Gutenberg Strassburg, und 1444 treffen wir ihn wieder in Mainz. Da er hier noch nach seiner Rückkehr von Strassburg von Holztafeln abdruckte, so lässt sich mit ziemlicher Gewissheit behaupten, dass er vor 1444 noch nicht

mit beweglichen Buchstaben druckte. Aus der ganzen Dauer seines Aufenthaltes in Strassburg ist auch nicht die kleinste Druckprobe mehr vorhanden.

Gutenberg in Verbindung mit Johann Fust.

Ueber die ersten Jahre nach Gutenbergs Rückkehr in seine Vaterstadt beschränken sich unsere Nachrichten darauf, dass einige seiner begüterten Verwandten ihn zu weiteren Versuchen in seiner Kunst unterstützten. Gegen das Jahr 1450 hatte er bereits eine Anzahl geschnitzter Tafeln gefertigt, als er mit Johann Fust bekannt und durch dessen Geldvorschüsse seinem Ziele näher geführt wurde. —

Hören wir hierüber den Abt Trithemius in seinen lateinisch geschriebenen Annalen des Klosters Hirsau, wo dieser nach mündlichen Mittheilungen Peter Schöffer's, Fust's Schwiegersohnes, sich also vernehmen lässt:

> „Um diese Zeit (1440—1450) ist in der Stadt Mainz am Rhein die bewunderungswürdige, bis dahin noch unerhörte Kunst, Bücher durch einzelne Buchstaben zu drucken, von Johann Gutenberg, einem Mainzer Bürger, erfunden und ausgedacht worden. Nachdem er fast sein ganzes Vermögen darauf verwendet und es ihm dennoch wegen vieler Schwierigkeiten bald in diesem, bald in jenem missglückt, also dass er beinahe verzweifelnd das Geschäft schon aufgeben wollte, hat er durch guten Rath und Vorschuss von Johann Fust, ebenfalls Mainzer Bürger, endlich

die Sache glücklich zu Stande gebracht. Zuerst druckten sie mit hölzernen Tafeln, worin sie die Buchstaben nach der Ordnung eingeschnitten, das allgemeine Wörterbuch (Vocabularium), Catholicon genannt, konnten aber mit diesen Tafeln nichts anders drucken, weil die Buchstaben unbeweglich waren. Danach aber erfanden sie die Art, Formen aller Buchstaben des lateinischen Alphabets zu giessen, welche sie Matrizen nannten, aus welchen sie wiederum Buchstaben von Erz oder Zinn gossen, welche sie vordem mit den Händen zurecht geschnitten hatten. Die Art zu drucken hat aber so viel Schwierigkeit gehabt, dass sie an die Bibel schon 4000 Gulden gewendet hatten, ehe noch die dritte Quaternion (der 12te Foliobogen) beendet war. — Peter Schöffer, damals Gehülfe, ein geistvoller und kluger Mensch, hatte eine leichtere Art, die Buchstaben zu giessen, ausgedacht und die Kunst zu der Vollkommenheit gebracht, wie sie jetzt ist. Und diese drei hatten eine Zeitlang die Kunst zu drucken geheim gehalten, bis sie durch die Arbeiter, ohne deren Dienste sie die Kunst nicht ausüben konnten, verbreitet wurde, und zwar zuerst nach Strassburg, dann nach und nach zu allen Nationen. Diese drei ersten Erfinder der Buchdruckerkunst, nämlich Johannes Gutenberger, Johannes Fust und Peter Schöffer, wohnten zu Mainz im Hause „zum Jungen“ genannt, welches hernach bis zur gegenwärtigen Zeit „das Druckhaus“ genannt wird.“ —

Johann Fust oder Faust (die hochdeutsche Umwandlung in Faust soll von dem Enkel Fust's, Johann Schöffer, aus dem Jahre 1505 herrühren) war mit Gutenberg ziemlich gleichen Alters, und stammte aus einer bürgerlichen, aber angesehenen Familie in Mainz. Sein Bruder Jacob Fust, Goldschmied und 1462 erster Bürgermeister der Stadt, scheint beiden Verbundenen bei weiterem Betrieb der Kunst durch seine Kenntniss im Schmelzen und Legiren der Metalle mit Rath und That sehr nützlich geworden zu sein. Leider zeigte Johann Fust, dem harmlosen, genialen und offenen Gutenberg gegenüber, mit dem er 1450 einen Gesellschaftsvertrag eingegangen war, nicht die lautersten Absichten. Habsucht und Ehrgeiz, List und Verschlagenheit leiteten ihn bei dem Unternehmen, und wahrscheinlich war Gutenberg in der Ausübung seiner Kunst schon weit vorgerückt, als sich der schlau berechnende Mann mit ihm verband. — Den Druck der lateinischen Bibel, deren in obigem Zeugniss Trithems Erwähnung geschieht, beendigten sie erst nach Beseitigung vieler Hindernisse 1455. Dieses Bibelwerk bildet 2 Foliobände, besteht aus 641 Blättern, und ist unter dem Namen der 42zeiligen oder Mazarinischen Bibel bekannt, weil man sie in der Bibliothek des Cardinals Mazarin zu Paris zuerst entdeckte. Bis jetzt sind davon nur 7 Exemplare auf Pergament, 9 auf Papier bekannt. Ausserdem hat man aus jener Zeit Indulgenz- oder Ablassbriefe, so wie denn überhaupt die beiden Kunstbeflissenen neben der Fortsetzung des grösseren Werkes kleinere Sachen, Beicht- und Gebetbücher und dergleichen gedruckt haben mögen. — Unstreitig

führte den Erfinder die Kostspieligkeit und Umständlichkeit des Schneidens ganzer Holztafeln darauf, die Tafeln zu zerschneiden und sich auf diesem Wege einzelne und bewegliche Buchstaben zu verschaffen, die er durch beliebige Zusammensetzung zu jedem Werke gebrauchen konnte. Mit solchen beweglichen Holzbuchstaben wurde unter andern ein Donatus (kleine lateinische Grammatik) gedruckt, von dem man noch zwei Blätter als Umschlag eines Buches gefunden hat, die eben durch die Ungleichheit ihrer Buchstaben beweisen, dass dieselben geschnitzt sind. Einzelne solcher beweglichen Holzbuchstaben, angeblich von Birnbaumholz, $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und viereckig, am oberen Ende mit einem Loche versehen, durch welches man einen Faden ziehen konnte, um sie zusammenzuhalten, hat man noch in neuerer Zeit in Mainz aufgefunden. — Von den beweglichen Holzbuchstaben, deren Schnitzen viel Zeit raubte, und die ihrer Zerbrechlichkeit wegen nur eine sehr beschränkte Anwendung zuliessen, war der Schritt, geschnittene Buchstaben (Patrizen) abzuformen, d. h. Matrizen daraus zu machen, und in diese eine beliebige Zahl von Buchstaben in Metall abzugiessen, in der That nicht weit. Zu den ersten gegossenen Buchstaben wandte man wahrscheinlich Blei an, nachher Zinn, bis erst aus Schöffer's Händen eine bessere Composition hervorging. —

Gutenberg und Fust in Verbindung mit Peter Schöffer.

Schon um 1451 oder 1453 finden wir den geschickten Peter Schöffer in Gutenberg's und Fust's

Werkstätte beschäftigt, theils mit dem Vorschreiben und Zeichnen der zu schneidenden Buchstaben, theils mit dem Einzeichnen der Anfangsbuchstaben (Initialen), die man noch nicht druckte, sondern mit der Feder oder dem Pinsel in grösserer Zierlichkeit ausführte. — Peter Schöffer (lat. Opilio, deutsch auch Scheffer und anders geschrieben) um 1420 in Gernsheim, einem kleinen Orte in der Nähe von Darmstadt, geboren, hielt sich schon 1449 in Paris auf, wo er durch Copiren von Manuscripten, was vorzugsweise eine Menge Klostergeistliche beschäftigte, seinen reichlichen Unterhalt fand. Von seiner ausgezeichnet schönen Handschrift bewahrt die Strassburger Stadtbibliothek eine Probe auf. Für den scharfsinnigen Mann hatte die neue Kunst, die er in Mainz bei seinen Principalen kennen lernte, einen eignen Reiz, und Johann Friedrich Faust von Aschaffenburg, ein Verwandter Johann Faust's, berichtet ausdrücklich, dass Peter Schöffer insgeheim Bunzen oder stählerne Stempel von einem ganzen Alphabet geschnitten und vermittelst derselben Matrizen angefertigt habe, die seinem Herrn Johann Fust so wohlgefallen, dass er Peter Schöffer seine einzige Tochter Christine zur Ehe zu geben versprochen und solches auch bald darauf wirklich vollzogen habe *). Die Schönheit und Schärfe der Schöfferschen Typen, wie in seinem Prachtwerke, dem Psalterium von 1457, das nicht nur den Druck der 42-

*) Sein einziger Sohn Johann Fust widmete sich dem geistlichen Stande und starb 1501 als erzbischöflicher Generalvikar zu Mainz. In der Geschichte der Buchdruckerkunst findet er nicht weiter Erwähnung, als dass er nach des Vaters Tode mit seinem Schwager Peter Schöffer einen Vertrag über den Bücherhandel abgeschlossen habe.

zeiligen Gutenberg-Fustschen Bibel, sondern auch spätere Gutenbergsche und andere Druckwerke weit hinter sich lässt, geben hinreichendes Zeugniss, dass seine in Stahl geschnittenen Patrizen, die er in Kupfer trieb, und seine aus kupfernen Matrizen abgegossenen Lettern die Hauptvervollkommnung der neu erfundenen Kunst ausmachen. Eben so wird ihm eine Verbesserung der Druckschwärze, die vorher nur aus Lampenruss, bei dem Abdruck der Holztafeln sogar nur aus Dinte oder Tusche bestand, zugeschrieben. Um der Vollendung willen, zu welcher er die Kunst führte, — bei deren Ausübung noch jetzt in der Hauptsache dasselbe Verfahren stattfindet, — erkennt ihm die dankbare Nachwelt jedenfalls das Recht zu, neben dem Erfinder den Ehrenplatz einzunehmen, zumal es seinem Herzen Ehre macht, dass er in dem oben angeführten Zeugnisse gegen Trithemius bereitwillig das Hauptverdienst Gutenberg zugesteht, und nicht in den bösen Rath des Schwiegervaters willigte, den Namen des Erfinders zu verdunkeln.

Gutenberg trennt sich von Fust und Schöffer.

Wohl hätte man wünschen können, dass nun der ehrliche Gutenberg, dem ein so geschickter, kunstsinniger Gehülfe, wie Schöffer, zur Seite stand, von seinen langjährigen Bemühungen den gebührenden Lohn neben der Freude über den Triumph der Kunst geärntet hätte. Aber siehe, die Habsucht und der Ehrgeiz des unlauteren Fust brachten ihn um Beides. Der listige Mann, durch die Verbindung mit

Schöffer für eine erfolgreiche Fortsetzung des Geschäfts gedeckt, suchte sich des lästigen Erfinders zu entledigen, der in seiner Mittellosigkeit eine leichte Beute der Gewinnsucht werden musste. Gerade den Zeitpunct, wo eben der Verkauf des vollendeten Bibelwerks bevorstand, benutzte der verschlagene Fust, um unter dem Vorwande, dass die Kosten des Drucks der Bibel den Anschlag bei weitem überstiegen, nicht nur die Zurückzahlung des vorgeschossenen Capitals, sondern auch die Zinsen und Zinseszinsen zu fordern. Nach der unter'm 9. November 1455 gegen Gutenberg anhängig gemachten Klage sollte dieser eine für die damalige Zeit sehr beträchtliche Summe, 2026 Gulden, bezahlen. Der Prozess ging für ihn verloren, der Contract lautete für den Fall der Zahlungsunfähigkeit auf Pfändung des Druckgeräths, und Fust, auf einflussreiche Verwandte gestützt, bemächtigte sich nicht nur dieses Apparats, sondern, um sich völliger bezahlt zu machen, auch der sämmtlichen Vorräthe an Papier, Pergament und der bis dahin gefertigten Drucke, so dass Gutenberg, ärmer als je, sich in seinem nun schon vorgerückteren Alter auf den Anfang wieder zurückgeworfen sah. — Nach Faust von Aschaffenburg soll Gutenberg erst nach Strassburg gegangen, nach dort misslungenem Versuche aber nach Mainz zurückgekehrt seyn. — Trotz seiner misslichen Verhältnisse verzagte er dennoch nicht, und unterstützt von Dr. Humery, Syndicus in Mainz, stellte er in dem bisherigen Druckhause, dem Hofe zum Jungen, aus welchem Fust und Schöffer ihre Officin in den „Hof zum Humbrecht“ verlegt hatten, unter rastlosen

Anstrengungen eine neue Druckerei wieder her, die auf seines eben genannten Gönners Namen bestand, damit nicht etwa die Habsuchst Fust's auch über die neugegründete Anstalt herfallen könnte. — 1460 erschien ein verhältnissmässig umfangreiches Werk, — das Catholicon von Johann de Janua (eine Grammatik und Wörterbuch von 373 Blättern in gr. Folio), welches man, obgleich es nicht mit Gutenbergs Namen bezeichnet ist, doch allgemein für ein Erzeugniss seiner Officin ansieht. Sind ausser diesem auch noch kleinere unbedeutende Schriften aus seiner Presse hervorgegangen, so scheint ihm doch nach und nach die Freudigkeit an dem Geschäfte um so mehr gefehlt zu haben, als er, überflügelt von den vollkommneren Leistungen Fust's und Schöffer's, die Concurrenz mit diesen nicht leicht aushalten konnte.

Gutenberg's Ende.

Noch ein mattes freundliches Abendroth sollte wenigstens die letzten Tage des trefflichen Mannes verklären, wenn es auch erst der Nachwelt aufbehalten war, sein eigenstes Verdienst um die Menschheit aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorzuziehen. Der Churfürst von Mainz, Adolph II. von Nassau, nahm den alternden „lieben getruwen Johann Gudenberg für annemige und willige Dienst, so dieser dem Churfürst und dessen Stift gethan,“ 1465 unter seine Hofcavaliere auf. In Folge dieser Ernennung überlässt Gutenberg seine Druckerei, gegen einen jährlichen Miethzins, seinem Verwandten Heinrich Bechtermünz zu Eltvill im Rheingau,

wo sich das Churfürstliche Hoflager befand, und wohin Gutenberg bereits die Druckerei verlegt hatte. Bechtermünz starb schon im Juli 1467, und die Druckerei ging an den Bruder Nicolaus Bechtermünz und Weigand Spies von Ortenberg über, die noch in demselben Jahre das von dem Verstorbenen schon weit geförderte Vocabularium latino-teutonicum vollendeten. Bald darauf, wahrscheinlich zu Anfange des Jahres 1468 ging auch Gutenberg aus einem mühevollen, mannigfach bewegten Leben zur ewigen Ruhe ein. Sein Todestag ist nicht bekannt, doch mag er vor den 24. Febr. fallen, unter welchem Datum Dr. Humery, der erst nach Gutenbergs Tode sein Eigenthumsrecht geltend machen konnte, dem Churfürsten einen Revers ausstellte, „sich der Gutenbergschen Druckerei nirgends anders als in Mainz zu bedienen, auch bei'm Verkaufe derselben bei gleichem Gebote die Mainzer Bürger Anderen vorziehen zu wollen." — Die entseelte Hülle ward in der Familiengruft in der Minoriten-Kirche zu Mainz beigesetzt, wie eine von einem Verwandten Gutenbergs, Adam Gelthus, verfasste lateinische Grabschrift bezeugt, folgenden Inhalts:

> „Dem um alle Nationen und Sprachen hochverdienten Erfinder der Buchdruckerkunst, Johann Gensfleisch, hat zu seines Namens ewigem Gedächtniss dieses Denkmal gesetzt Adam Gelthus. Seine Gebeine ruhen sanft in der Kirche des heiligen Franziscus zu Mainz *)."

*) Joanni Gensfleisch, artis impressoriae repertori, de omni natione et lingua optime merito, in nominis sui memoriam immortalem. Adamus Gelthus posuit. Ossa ejus in ecclesia D. Francisci Moguntina feliciter cubant.

Uebrigens ist von dieser Kirche keine Spur mehr vorhanden; 1742 abgerissen, ward sie bis 1746 auf dem alten Grunde neu aufgeführt; die neue Kirche aber, bei der Belagerung 1793 grösstentheils eingeäschert, wurde 1809 bis 1816 gänzlich demolirt. —

Fust's und Schöffers und ihrer Familie weitere Wirksamkeit.

Das erste Werk, auf dem sich nach Gutenberg's Trennung Fust und Schöffer als Verfertiger nennen, ist das im Jahre 1457 gedruckte Psalterium, das lateinische Psalmenwerk, an Schönheit des Drucks selbst von ähnlichen Werken der neuern Zeit unübertroffen. — 1462 erschien aus ihrer Officin die lateinische Bibel in 2 Foliobänden. In demselben Jahre hat auch ihre Druckerei ohne Zweifel durch die politischen Ereignisse gelitten. Churfürst Diether war nämlich auf Antrag einer Parthei im Mainzer Domkapitel von Papst Pius II. abgesetzt, und an seiner Statt Adolph von Nassau von den Domherren gewählt worden. Adolph konnte sich jedoch erst durch Erstürmung der Stadt am 27. und 28. October in den Besitz des Erzstifts setzen, und um den Gräuelscenen, die Mord, Brand und Plünderung herbeiführten, zu entgehen, flüchtete die Mehrzahl der Bewohner aus der geängsteten Stadt. Unter den Auswanderern waren unstreitig auch Buchdruckergehülfen, und von diesem Ereigniss datirt sich daher hauptsächlich die weitere Verbreitung der Kunst. Auch Fust's Haus soll mit abgebrannt seyn; wenigstens war in das Geschäft eine bedeutende Stockung ge-

kommen, denn erst 1465 erschien wieder von ihnen ein bedeutenderes Werk, das 6te Buch der Decretalen Papsts Bonifacius VIII. in 141 Folioblättern. — Fust's merkantilischer Geist beschäftigte sich vornehmlich mit dem Verkaufe der Bücher, Schöffer dagegen besorgte die Druckerei. Da sich von 1467 an Schöffer in den von ihm gedruckten Büchern als alleiniger Drucker nennt, so gewinnt die Meinung die höchste Wahrscheinlichkeit, dass Fust in dem vorhergehenden Jahre, wo er zum zweiten Male Behufs des Vertriebs seiner Werke sich in Paris aufhielt, eine Beute der daselbst wüthenden Pest geworden sey. Dass er in Folge der Aufwiegelung von Seiten neidischer Mönche, denen er mit seinen ungleich niedrigeren Preisen bei'm Absatz ihrer Handschriften allerdings grossen Schaden that, als der Zauberei beschuldigt, ein Opfer der Volkswuth geworden wäre, ist wenigstens durch keine glaubwürdige Quelle nachgewiesen. — Nach dem Tode seines Schwiegervaters setzte nun **Schöffer** im Hause zum Humbrecht die Druckerei und den Buchhandel allein fort. Seine Geschäfte müssen schon sehr ausgedehnt gewesen sein, da er in Paris ein eignes Etablissement durch einen Factor*) verwalten liess, und 1479 sogar

*) Der Factor Stathoen hatte versäumt, sich durch ein Naturalisationspatent das Recht zu testiren zuzulegen. Bei seinem Tode im Jahre 1475 confiscirten daher königliche Commissarien den ganzen in Paris befindlichen Vorrath von Büchern. Auf Verwendung Kaiser Friedrichs III. und des Erzbischofs von Mainz decretirte jedoch König Ludwig XI. „in Rücksicht auf die Sorgfalt, mit welcher die Klagenden (Schöffer und sein Associé Henlief) die Kunst des Bücherdrucks gefördert, und auf den Nutzen, welcher aus dieser Kunst dem gemeinen Wesen durch die Verbreitung der Wissenschaften und in mancher andern Hinsicht erwachsen würde," dass von der ganzen auf 11,000 Livres berechneten Forderung jährlich 800 Livres bis zu völliger Abtragung an die Kläger bezahlt werden sollten. —

in Frankfurt a. M. das Bürgerrecht erwarb, um daselbst den Buchhandel betreiben zu können. In Mainz gelangte er zu hohem Ansehn, und ward 1489 vom Churfürsten zum Richter bei'm dasigen weltlichen Gericht ernannt. Da 1503 das letzte, mit seinem Namen bezeichnete, Druckwerk erschien, so ist zu vermuthen, dass er im Frühlinge dieses oder zu Ende des vorhergehenden Jahres gestorben sey. Seinen Begräbnissort so wenig, wie die nähern Umstände seines Todes hat man ausfindig machen können *). Von seinen beiden Söhnen, Johann und Peter, bekam jener ältere das Druckhaus zum Humbrecht, und setzte das väterliche Geschäft auf rühmliche Weise bis zu seinem Tode 1531 fort. In einem zweideutigen Lichte erscheint aber seine Wahrheitsliebe. In der Schlussschrift zu mehreren späteren Werken nennt er nämlich „Fust und Schöffer die Erfinder des Buchdrucks", ohne Gutenbergs zu gedenken, obgleich er in der Dedication an Kaiser Maximilian zu einer 1505 erschienenen deutschen Uebersetzung von Livius römischer Geschichte (in welcher — beiläufig gesagt — die Römer auf den beigegebenen Holzschnitten in spanischer Tracht figuriren und Kanonen bei sich haben) „Johannes Gutenbergk von Mentz" als ersten Erfinder aufgeführt hatte. — Sein Bruder Peter wid-

*) Seine Vaterstadt Gernsheim setzte ihm 1836 ein ehrendes Denkmal. Das 12 Fuss hohe Standbild Peter Schöffers von Sandstein steht auf einem eben so hohen Piedestal von röthlichem Sandstein, an dessen Vorderseite folgende Inschrift sich befindet:

„Dem Andenken Peter Schöffers von Gernsheim, weltlichen Richters zu Mainz, dem Miterfinder der Buchdruckerkunst, der durch seinen Forschungsgeist diese Kunst vervollkommnet und mit dem thätigsten Eifer verbreitet hat, weihet diesen Denkstein seine Vaterstadt, das dankbare Gernsheim, im Jahre des Heils 1836." —

mete sich zwar auch derselben Kunst, scheint aber mit seinen Etablissements weder in Worms noch in Venedig glücklich gewesen zu seyn. Dessen Sohn Ivo Schöffer verliess wenigstens letzteren Ort, und führte das von dem kinderlos verstorbenen Oheim Johann Schöffer hinterlassene Geschäft in Mainz bis zu seinem Tode 1552 rühmlichst fort. Mit Ivo starb das Schöffersche Geschlecht in Mainz aus; in Gernsheim dagegen blüht es noch in mehreren Zweigen fort. —

Anhang

über die angebliche Erfindung der Buchdruckerkunst in Harlem.

Wenn Johann Schöffer und sein Neffe Ivo mit unwürdiger Eifersucht dem anspruchlosen Gutenberg den Ruhm der Erfindung zu rauben und an die Fust-Schöffersche Familie das alleinige Verdienst zu fesseln suchen: so hat sich eine ähnliche Eifersucht auch unter mehreren Städten herausgestellt, der Stadt Mainz die Ehre zu entziehen, die Geburtsstätte und Wiege der edlen Kunst gewesen zu seyn. Strassburg könnte, wenn erwiesen wäre, dass Gutenberg schon dort angefangen hätte, mit beweglichen Lettern zu drucken, allerdings in die Schranken treten; Bamberg mit weit geringerem Rechte, obgleich Albert Pfister, von dem man erweislich erst seit 1460 Drucke kennt, schon 1456 daselbst einige Drucksachen geliefert haben soll. — Viel wichtiger ist der Streit mit Harlem in Holland, das ganz unabhängig von der deutschen Erfindung dieselbe allein gemacht haben will. Ein dortiger angesehener Bürger, Laurenz

Janssoen (d. h. Johann's Sohn) mit dem Beinamen Coster oder Küster (er soll nämlich das Küsteramt, das nur an angesehene Leute verliehen wurde, die den Dienst durch Unterbeamte versehen liessen, an der grossen Parochialkirche verwaltet haben) sey — so lautet die Sage — bei seinen Spaziergängen in dem benachbarten Wäldchen auf die Idee gekommen, aus Buchenrinden Buchstaben zu schneiden, mit denen er einzelne Zeilen zum Unterricht seiner Enkel gedruckt habe. In Verbindung mit seinem Schwiegersohne habe er eine dickere und haltbarere Druckfarbe ausfindig gemacht, weil die gewöhnliche Tinte ihrer Flüssigkeit wegen weniger sich dazu eigne. Darauf sey er zu ganzen Platten mit Figuren und beigefügter Schrift vorgeschritten, welche er nur auf einer Seite des Papiers, dessen leergebliebene Seiten zusammengeleimt wurden, abgedruckt habe. Nachher habe er seine buchenen Formen in bleierne, diese aber in zinnerne verwandelt, und sein Gewerbe so ausgedehnt, dass er mehrere Gehülfen dazu habe annehmen müssen. Einer derselben, Johann, habe in der Christnacht Typen und Druckwerkzeuge gestohlen, sey damit über Amsterdam und Cöln nach Mainz geflohen, und habe an letzterem Orte im Jahre 1442 (Koster soll schon 1439 oder 1440 gestorben seyn) mit diesen gestohlenen Typen einige Werke gedruckt. — So berichtet der holländische Arzt und Geschichtschreiber Hadrianus Junius in seiner 1588 zu Leyden gedruckten „Batavia“, und beruft sich vornämlich auf die Aussagen zweier Harlemer Gelehrten, die aus dem Munde eines alten Buchbinders Cornelis, der in der Kosterschen Officin als Gehülfe ge-

arbeitet hätte, jene Mittheilung geschöpft haben wollen. Diese fast 150 Jahre erst nach der angeblichen Erfindung in Umlauf gekommene Erzählung trägt freilich keine streng historische Beweisführung in sich. Aus dem ganzen Streite darüber hat sich bis jetzt das Resultat herausgestellt, dass noch vorhandene Druckfragmente zwar darthun, dass die Holzschneidekunst in Holland *) ziemlich früh geübt, und Bücher vermittelst Holztafeln gedruckt wurden; dass aber weder der genannte Koster, noch auch seine Nachkommen Bücher mit beweglichen Typen lieferten, wodurch eben Gutenbergs Erfindung hohe Bedeutung erlangte.

2.

Verbreitung der Buchdruckerkunst.

a) über Deutschland.

Mochten immerhin die Erfinder und ersten Pfleger der Kunst ihre Gehülfen eidlich zur Verschwiegenheit über das Verfahren bei'm Buchdruck verpflichten, wie diess J. F. Faust von Aschaffenburg namentlich von Fust und Schöffer berichtet: ein Geheimniss konnte die Sache bei ihrer Bedeutsamkeit für alle

*) Die Harlemer Stadtbücher weisen unter den dortigen Künstlern nach Namen und Jahren seit 1412 auch „Beeldesniders“ nach, aus denen nach einem naturgemässen Entwickelungsgange die Plattenschneider hervorgehen konnten, so dass wenigstens den Holländern die weiteren Fortschritte zu Holzschnitttafeln Behufs des davon zu nehmenden Abdrucks eben so nahe lagen, als den Deutschen.

Stände der menschlichen Gesellschaft nicht bleiben. Zwei Umstände mussten aber ganz besonders auf die weitere Verbreitung wirken, Gutenberg's Trennung von Fust und Schöffer nach 1455, und die Erstürmung der Stadt Mainz durch Churfürst Adolph von Nassau 1462. —

Joh. Fr. Faust erwähnt ausdrücklich, dass Gutenberg nach seiner Trennung von Fust und Schöffer mit einigen Gehülfen nach Strassburg gegangen sey. Er selbst kehrte aber bekanntlich nach Mainz zurück; doch scheint Strassburg bereits vor 1462 Pressen gehabt zu haben, wenn gleich das älteste uns bekannte Buch, das mit Joh. Mentel's *) Namen versehen ist, die Jahreszahl 1466, das älteste von Heinrich Eggestein sogar erst die Zahl 1471 führt. — So soll auch Hans v. Petersheim in Folge des Bruches zwischen Gutenberg und Fust schon 1459 in Frankfurt a. M. sich niedergelassen und daselbst die Kunst getrieben haben. — Auch Albert Pfister war wahrscheinlich in der ersten Officin in Mainz gebildet, und begab sich nach Bamberg, wo ausser andern Werken unter seinem Namen die 36zeilige Bibel von 881 Blättern in fol. 1460 heraus kam. Seit 1462 aber ist von diesem berühmten Buchdrucker jede Spur verschwunden. —

---

*) Dem Johann Mentel ertheilte Kaiser Friedrich III. ein Adelsdiplom, in welchem jener der erste Buchdrucker in Strassburg genannt wird. — Wie gewogen Kaiser Friedrich III. überhaupt den Buchdruckern war, geht unter anderm auch daraus hervor, dass er ihnen ein Wappen verlieh und Freiheiten gleich dem Adel und den Gelehrten. Von letzteren war er nur den Juristen, die er seductores (Verführer) nannte, abhold, und führte von zweien damals berühmten Meistern der Rechtsgelahrtheit das Sprüchlein im Munde: „Cusa et Lysura pervertunt omnia (verdrehen alle) jura."

Nach der Eroberung von Mainz 1462 gehen an verschiedenen, dieser Stadt näher oder entfernter gelegenen Orten Druckereien auf. In Köln 1467 durch Ulrich Zell, welcher als ehemaliger Gehülfe Gutenbergs zugleich durch eine Mittheilung, die er dem Verfasser der 1499 erschienenen „Chronica von der hilliger Stat von Cöllen“ machte, einer der ältesten Zeugen für die Erfindung der Buchdruckerkunst ward *); in Augsburg 1468, in Nürnberg 1470, in Basel 1474, in Leipzig 1480, in Erfurt 1482 durch P. Wider **); in Wien 1482, in Magdeburg 1483, in Hamburg 1491, in Tübingen 1498, in München 1500, und so mit reissender Schnelligkeit verbreitete sich die Buchdruckerkunst durch ganz

*) Die bezügliche Stelle aus gedachter Chronik lautet also:
„Die Boichdruckerkunst is toerst erffunden in Dietschland to Menz an Rhein. Ind dis geschah om's Jair 1440; fon diser Zeit an bis tzom Jair 1450 wart die Kunst ind was datzu gehoirt, undersucht. Ind in dem Jaire de men schreyff 1450, do was eyn gulden Jair, do began men tzo drucken, ind was dat eyrste Boich dat men druckte, die Byhel zo Latiyn, ind wart gedruckt mit eynre grover Schrifft as is die Schrifft dae men nu Mysseboicher mit druckt. De eyrste Erfindter is gewäs eyn Buirger tzo Menz ind hies Jungker Henne Gudenbergk etc. etc. —

**) In der Gedächtnissschrift der Jubelfeier von 1740 in Erfurt wird des P. Wider, der sonst in auswärtigen Schriften über die Buchdruckerkunst als Verpflanzer derselben nach hiesiger Stadt genannt wird, nicht gedacht. Uebrigens fehlen in gedachter Säcularschrift fast ganz Nachweisungen über die vorhergehenden Jahrhunderte. Nur ein Gedicht von Heinr. Ernst Seebach enthält folgende Stelle, in welcher auch die Angaben über andere Städte grossentheils abweichen.

„Zu Strassburg druckte Mentelin,
In Augsburg Bemler, in Cöln Zelle,
Coberger bracht's nach Nürnberg hin,
Und Ulm war Zainers Druckerstelle.
Zu Essling fing es Fyner an,
Zu Speyer hat es Drach gethan,
Und Kunne in der Stadt Memmingen.
Nach Erfurth hat sie Schenck gebracht,
In Lübeck Brandis kund gemacht
Und endlich Ottmar zu Reutlingen.“

Deutschland, so dass jetzt nicht leicht ein Ort von einiger Bedeutung gefunden werden mag, wo sie nicht ihren Sitz aufgeschlagen hätte. —

b) Verbreitung der Buchdruckerkunst über andere Länder Europa's.

Ausserhalb Deutschland fand die Kunst zunächst in Italien eine freundliche Aufnahme. Zwei Deutsche, wahrscheinlich ehemalige Gehülfen in den ersten Mainzer Druckereien, Arnold Pannarz und Conrad Schweinheim, sind schon im Jahre 1465 in der Abtei zu Subiaco im Kirchenstaate mit Drucken beschäftigt. Sie fanden nachmals in Rom, besonders durch Papst Paul II., der sich für diese Kunst persönlich sehr interessirte, grössere Unterstützung, und gaben schon 1467 Cicero's Briefe, mit lateinischer Schrift gedruckt, heraus. 1475 zählte man schon 20 Druckereien in Rom. — Johann von Spira (Speier) druckte 1469 zu Venedig; sein Bruder Wendelin seit Johann's Tode 1470, Aldus Manutius seit 1476; Mailand, Foligno, Bologna, Brescia *), Florenz, Mantua, Messina, Genua hatten alle schon um 1470—1475 Druckereien, meist durch deutsche Einwanderer angelegt. Italien zeichnete sich aus, und hatte mehr Pressen, als das ganze übrige Europa; Philipp de Lavagna in Mailand war der erste Italiener, der diese Kunst betrieb, und zwar seit 1469. —

In Frankreich hatte schon König Ludwig XI. an der neuen Erfindung Interesse genommen, und

*) In Brescia wurde die hebräische Bibel gedruckt, deren sich Luther bei seiner Bibelübersetzung bediente. Das Exemplar wird in Berlin aufbewahrt.

1458 den Graveur und Stempelschneider Nicolaus Jenson nach Mainz geschickt, um dort den Buchdruck zu erlernen; dieser kehrte aber nicht nach Frankreich zurück, sondern ging nach Venedig. — Um 1470 aber berief de la Pierre (Steinlein, ein Deutscher), Prior der Sorbonne, 3 deutsche Buchdrucker nach Paris: Ulrich Gering, Martin Kranz und Michel Freiburger, die im Hause der Sorbonne eine lateinische Bibel druckten. 1533 wollte zwar die Sorbonne die Presse in ganz Frankreich verbieten; doch liess es der Bischof von Paris und der gelehrte Budé nicht dahin kommen. —

Nach England brachte William Caxton, in Cöln und Brügge gebildet, die Buchdruckerkunst, und druckte 1474 zu London. —

In den Niederlanden druckte zuerst in Alost und Löwen Mertens und in Utrecht Ketlaer; in Harlem war der erste Buchdrucker J. Andriesson (vielleicht der angebliche Janson (Koster) 1483. —

In Spanien legten Spindeler und de Cordova 1474 in Barcelona und Valencia Druckereien an, 1477 fünf Deutsche in Sevilla.

Ungarn erhielt die erste Druckerei 1473, Schweden 1583, Dänemark 1486, Portugal 1489, Polen auch schon vor 1500. Letztere 5 Länder zeichnen sich in der Typographie nicht aus, während die vorgenannten 5 Staaten die neue Kunst mit Liebe aufnahmen und mit grosser Sorgfalt pflegten.

Bis zum Jahre 1500 waren an mehr denn 200 Orten über 1000 Druckereien thätig; Italien allein hatte die Hälfte, die einzige Stadt Venedig 200 Officinen, die für die schon sehr reiche Stadt eine neue

Quelle des Wohlstandes wurden. Neben dieser erstaunenswerthen Thätigkeit auf dem neuen Gebiete muss man eben so sehr die Eleganz und Pracht bewundern, mit welcher die alten Druckwerke ausgeführt wurden, weshalb sie von Kennern und Sammlern mit ungeheuern Summen bezahlt werden*). Man druckte in fast allen Farben, in Gold, auf Seide und auf couleurtem Papier mit einer zum Theil noch nicht wieder erreichten Schönheit und Sauberkeit. —

In Russland ward 1563 die erste Druckerei, und zwar in Moskau, errichtet. — In der Türkei mochten schon vor 1500 die Juden in Constantinopel hebräisch drucken. Erst im folgenden Jahrhundert kam die Buchdruckerkunst bei den Christen im türkischen Reiche in Gebrauch; dass sie bei der Stabilität und Trägheit der Türken unter diesen erst spät Eingang fand, ist nicht zu verwundern. Der erste türkische Buchdrucker war Ibrahim Effendi 1726 in Constantinopel. Eine schon 1718 von Deutschen eingerichtete privilegirte Buchdruckerei daselbst gab, zumal da über 6000 Abschreiber in die äusserste Armuth geriethen, grossentheils mit Anlass zu dem Aufruhr von 1730, der dem Grosswessir das Leben kostete, ungeachtet ausdrücklich der Koran und andere heilige Bücher den Abschreibern reservirt waren. Dass sich in neuester Zeit die Fortschritte in der Türkei bis auf Herausgabe einer Art von Staatszeitung, des Moniteur ottoman, ausgedehnt haben, ist bekannt.

*) Ein Pergamentdruck des Livius von Pannarz und Schweinheim wurde vor einigen Jahren in London mit 903 Pfund Sterling bezahlt.

c) *Verbreitung der Buchdruckerkunst über die übrigen Welttheile.*

Ausserhalb Europa drang zuerst die Buchdruckerkunst nach Africa, und zwar schon 1521 nach Abyssinien, vermuthlich bei Gelegenheit einer Gesandtschaft, die die Portugiesen an den dortigen Kaiser abgeordnet hatten. Natürlich blieb sie nur im Dienste der europäischen Missionare; jetzt wird sie, vom Cap an bis herauf nach Madagascar, der Küste entlang, thätig betrieben. — In Aegypten (wo die Franzosen bereits 1798 druckten) errichtete Mehemet Ali 1822 die erste Druckerei. — Nach Algier verpflanzten die Franzosen 1832 eine orientalische Druckerei.

Zu höherer Blüthe gelangte die Kunst schnell und in weitem Umfange in Amerika. Ein lombardischer Drucker liess sich schon 1550 in Mexico nieder. Seit 1586 führten die Jesuiten den Buchdruck auch in Lima, Peru und einigen andern Orten von Süd-Amerika ein. Aber das sind nur unbedeutende Institute gegen die Druckanstalten im britischen Nord-Amerika. Cambridge in Massachusets erhielt bereits 1640 eine Londoner Buchdruckerei, Boston 1676, Philadelphia 1686. Der berühmte Benjamin Franklin *) aus Boston legte 1728 in Philadelphia eine

*) Obwohl Franklin aus seinem stillern Privatleben auf die unruhige politische Laufbahn fast so gewaltsam durch den Gang der Ereignisse gezogen wurde, wie er in umgekehrter Weise durch seine grosse Erfindung den Wetterstrahl zwang, aus dem abspringenden Lauf in eine dem Willen des Menschen gehorchende Bahn einzulenken: so vergass doch der gefeierte Präsident des pensylvanischen Congresses, um den bei seinem Tode im Jahre 1790 die Nationalversammlung in Paris auf drei Tage Trauer anlegte, seines ursprünglichen Lebensverhältnisses nicht, und verfasste sich selber die originelle Grabschrift, die von seinem anspruchlosen, biedern Character hinlängliches Zeugniss giebt:

eigne Druckerei an, und seit den letzten 50 Jahren hat sich die Anzahl der Druckereien in Nord-Amerika in's Unglaubliche vermehrt. —

In Asien erhielt Goa die erste Druckerei 1577, von wo aus sie nach anderen Gegenden Ostindiens gelangte; auf Trankebar wurde 1711 durch die Hallische Missionsanstalt ebenfalls eine Druckerei angelegt. In Batavia druckte man 1703, später auf Ceylon, in Calcutta seit 1778, und in den neueren Zeiten haben Holländer, Engländer und römisch-katholische Missionare an sehr vielen Orten Asiens Buchdruckereien eingerichtet *).

Selbst nach Australien, nach den Sandwichs- und Gesellschafts-Inseln verpflanzten die Engländer die Presse.

„Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers (gleich dem Deckel eines alten Buchs, dem der Inhalt genommen, und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist), eine Speise für die Würmer; doch wird das Werk selbst nicht verloren seyn, sondern dermaleinst erscheinen in einer neuen, schönern Ausgabe, durchgesehn und verbessert vom Verfasser." —

*) In China wurden schon 1000 vor Christi Geburt Bücher gedruckt, aber wie noch heut zu Tage dort nur mit Holztafeln, weil die eigenthümliche Wortschrift der Chinesen zu viele Schwierigkeit macht für die Darstellung durch einzelne Lettern. Das Verfahren dabei ist kürzlich folgendes:

„Die zum Druck bestimmte Schrift wird zuerst sauber auf durchsichtiges Papier geschrieben; der Holzschneider befestigt nun auf einer harten, feinkörnigen und vollkommen ebenen Holzplatte das beschriebene Blatt umgekehrt durch Reiskleister, und lässt den Block an der Sonne oder dem Feuer trocknen; alsdann reibt er das Papier mit den Fingern von dem Holze ab, auf welchem allein die Schriftcharactere schwarz und deutlich stehen bleiben; das Holz um die Schriftzüge und zwischen denselben wird nun sorgfältig ausgeschnitten, so dass die Buchstaben auf der Tafel erhaben stehen bleiben; diese bestreicht man mit Tusche, legt Papier darüber und druckt sie durch gelinden Druck mit einer Bürste auf dem Papier ab." — —

3.

Fortschritte, Verfall und Wiederaufschwung der Buchdruckerkunst. – Verwandte Künste.

Unter dem günstigen Einflusse, den die neubelebte classische Literatur als Hauptnahrung für die Presse ausübte, musste die neue Kunst bald einen ungewöhnlichen Aufschwung nehmen, und sie vergalt dankbar die ihr erwiesene Gunst durch reine und geschmackvolle Darstellung der Werke griechischer und römischer Weisheit, die sie für ewig dem Staub und Moder entriss, der ihnen mit Vernichtung drohte. — Die Beschäftigung, die aus dem Kampfe auf dem Gebiete der Kirche für sie hervorging, bezahlte sie reichlich durch möglichst weite und allgemeine Verbreitung der grossen Ideen, die von da an die Geister in Bewegung setzen sollten, und die gesammte neue Gestaltung der Dinge, der grosse, allgemeine Drang nach einem Vorwärtsstreben empfing in der Buchdruckerkunst einen Hebel, der ausser ihr vergebens gesucht worden wäre.

In ihrer Glanzperiode selbst lag aber auch schon der Keim zu ihrem Verfall. Durch den einmal entzündeten Wetteifer ward die Kunst auf eine erkünstelte Höhe getrieben, und verirrte sich namentlich zu einem unnützen Aufwand auf Nebendinge, der selbst den berühmtesten Buchdruckern am Ende das Loos der Armuth zutheilte. Auch konnte es nicht fehlen, dass auf dem einmal eröffneten Felde neben

der guten Saat viel Dornen und Unkraut aufwuchsen. Bald wurde die Presse der Ablagerungsplatz für die unwürdigsten Leidenschaften, und Schmähschriften, Pasquille und Schandschriften voll unsittlichen Schmutzes waren, weil die einträglichsten, leicht die willkommensten Producte der niedrigen Muse für den Eigennutz der Verleger, zumal gewissenloser Winkeldrucker. So musste wohl die Censur, von einem sehr unheiligen Oberhirten der Kirche, P. Alexander VI. (1479), aufgebracht, hemmend in das Triebrad der Kunst eingreifen, und auch die edleren Kräfte lähmen und bilden, wenn gleich die Massregel von verständigen Fürsten der Vorzeit, wie der neueren Zeit, vielfach gemildert ward. Fessellos ist die heutige Presse nur in England und in den vereinigten Staaten von Nord-America, während sie in den übrigen europäischen Staaten, zum Theil nach Maassgabe der höheren oder geringeren Geistescultur, hier strengeren, dort mässigeren Gesetzen unterworfen ist. — Frühzeitig bereitete auch der Nachdruck dem Buchhandel und Buchdruck empfindliche Nachtheile, würdigte nicht nur meistentheils durch schlechtere Erzeugnisse die Kunst selbst herab, sondern erniedrigte auch das Geschäft zu einem gemeinen Raubgewerbe. — Auch die seit dem 16. Jahrhundert eintretende Trennung des Buchhandels vom Buchdrucke, welche beide Geschäfte anfänglich genau zusammenhingen, musste auf den Verfall der Kunst wirken. Der Buchhandel schwang sich zum despotischen Herrn empor, der Buchdruck sank zum Sclaven herab; an die Stelle der Begeisterung für die Kunst trat die Sorge um's tägliche

Brot, die wohlfeilsten Gehülfen, und eine Unzahl Burschen, die nur lüderlichen Satz und sudeligen Druck liefern konnten, mussten neben dem schlechtesten Papier Ersatzmittel abgeben für die Contractpresse, in die der Kaufmann den Drucker zwängte. Gelehrte Jünglinge, von denen hie und da die Autoren aufmerksam gemacht und corrigirt werden konnten, verschwanden aus den Officinen, ungebildete Knaben, die nothdürftig lesen und schreiben mochten, traten mit ihrem rohen Verstande und noch roheren Herzen an den Setzkasten, kurz, die schönen Tage der Manutii, Elzevire, Froben etc. waren vorüber. —

Am Ende des 16. Jahrhunderts trennte sich auch der Schriftguss von dem Buchdruck, und ward ein selbständiges Geschäft. Hing er auch in pecuniärer Hinsicht von den Buchdruckern ab, so geriethen doch auch diese in materieller Hinsicht in eine gewisse Abhängigkeit von ihm, insofern sie die Mittel zu jedweder Verschönerung ihrer Drucke nicht mehr in eigenen Händen hatten. Ueberhaupt aber wirkte die immer weiter gehende Zersplitterung und Theilung des Geschäftes in verschiedene Hände, die nur dann für die Kunst erspriesslich seyn kann, wenn die Arbeiten Aller unter die oberste Leitung Eines ordnenden und regierenden Hauptes gestellt werden, nur nachtheilig auf die Leistungen, weil immer mehrere Hände sich in den Gewinn theilten, und der Wohlfeilste am Ende der Gesuchteste blieb, der Anspruch auf Schönheit und Eleganz aber darüber immer weiter zurücktreten musste. — Dass nun endlich auch unter den fortdauernden Kriegen, die die

gebildetsten Länder Europa's verheerten, unter den Unruhen, die am Ende des 16. Jahrhunderts die Niederlande verwüsteten, unter den Hugenottenkriegen in Frankreich, vorzüglich aber unter den Deutschland in eine Einöde verwandelnden Stürmen des 30-jährigen Krieges eine Kunst, deren Hauptgegenstand — die Wissenschaft — vor dem Donner des Geschützes schüchtern sich zurückzieht, und die nur unter den Segnungen des Friedens gedeihen kann, einen unheilbaren Stoss erleiden musste, ist nicht zu verwundern. In einem sehr kränkelnden Leben zog sie sich daher hin, ohne eine Erhebung, ohne eine Verbesserung von Belang zu erfahren, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Da fand sie an dem ruhmwürdigen und genialen Breitkopf in Leipzig einen Restaurator, auf den Deutschland stolz seyn darf. Mit ihm trat wieder eine höhere wissenschaftliche Bildung in den Betrieb der Typographie ein, und, wenn auch unter andern Verhältnissen, so vereinigten sich doch Buchhandel, Buchdruck und Schriftgiesserei allmählig wieder. Nicht minder hob Baskerville den Ruhm der englischen Presse. Eben so gelangte die französische zu neuer Blüthe durch die Familie Didot. Italien weist einen Bodoni in Parma auf, Spanien einen Ibarra. Nach und mit ihnen wirkten Degen in Wien, Unger in Berlin, Göschen und Tauchnitz in Leipzig zur Erhebung der Kunst. In England und Frankreich concentrirt sich die typographische Bedeutsamkeit auf London und Paris; in letzterer Hauptstadt beschäftigt die Königl. Druckerei allein über 300 Drucker, welche täglich über drittehalbhunderttausend Bogen drucken; ausser

dieser bestehen daselbst noch an 80 patentirte Druckereien und deren ohne eignes Patent sind noch eben so viel. In London zählt man 306 Buchdruckereien; Berlin hat über 30, Leipzig *), Wien und Hamburg gegen 30, Stuttgart und Frankfurt a. M. 20; — auch unser Erfurt 9. **) — Selbst in vielen kleinen Städten macht die Herausgabe einer Zeitung, eines Wochen- oder Tagblattes eine Druckerei nothwendig, und man kann annehmen, dass dieser Verkehr mit dem grossen Publicum jetzt den dritten Theil der gesammten Buchdruckerthätigkeit in Anspruch nimmt.

Die Vervollkommnungen nun, die die Buchdruckerkunst nach und nach erfuhr, betreffen sowohl die Hervorbringung der Typen, als auch das Zusammensetzen und Abdrucken derselben, den Bücherdruck selbst. — In Beziehung auf erstere haben wir Schriftschneide- und Schriftgiesserkunst zu unterscheiden.

Ehe wir aber auf die Beleuchtung dieser einzelnen Zweige der Kunst eingehen, mögen noch einige allgemeine Veränderungen, die sich im Laufe der Zeit einführten, hier eine Stelle finden.

Die Werke, welche die ersten Buchdrucker lieferten, erschienen ohne Titel. — Das Jahr ihrer Erscheinung fehlte entweder ganz, oder befand sich

---

*) Nach „Schulzens Geschichte der Buchdruckerkunst" zählte Leipzig im Jahre 1740 nur 17 Druckereien mit 138 Gehülfen; jetzt seyen in 23 Druckereien, deren mehrere 20 — 40 Pressen besitzen, über 600 Gehülfen beschäftigt.

**) Vor 100 Jahren, wo die hiesige Universität noch in blühendem Zustande war, hatte Erfurt nur 8 Druckereien, in denen 29 Gehülfen beschäftigt waren. Nach Aufhebung der Universität im Jahre 1816 hat diese Zahl sich nicht verringert, wie die im Nachtrag aufgestellte Personalliste nachweist. —

in einer Schlussanmerkung auf der letzten Seite des Buchs. Erst 1476, und zwar zuerst in Vicenza, kamen Titelblätter auf, aber so einfach, wie jetzt die sogenannten Schmutztitel. Später wurden sie ausführlicher und endlich mit Holzschnitten, Einfassungen und andern Verzierungen geschmückt. In den folgenden Jahrhunderten verirrte sich der Geschmack zu einer schwülstigen Weitläufigkeit, so dass der Titel in schwerfälliger Zusammenstellung den ganzen Inhalt der verschiedenen Capitel und Abtheilungen eines Buches umfasste, bis man erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu einer prägnanten Kürze wieder zurückkehrte. —

Den jetzt wieder abgekommenen Custos, d. i. untergedrucktes erstes Wort oder erste Silbe der folgenden Seite am rechten Ende der vorhergehenden, führte Wendelin von Speier in Venedig 1470 ein, die Signaturen Gering in Paris und Arnold ter Hoernen in Cöln die Seitenzahlen in demselben Jahre. — Mit Kupferstichen schmückte seine Ausgaben zuerst Cennini in Florenz 1477, Raldolt in Venedig druckte 1482 zuerst mit Gold, der grosse Manutio war der Erste, der das Octavformat anwandte. — Die ersten Drucker lieferten etwa 300 Exemplare täglich, und verarbeiteten bis 1462 mehr Pergament als Papier. Das Leinenpapier war wahrscheinlich von Deutschen am Anfang des 14. Jahrhunderts erfunden, nachdem man schon vorher dem bis dahin üblichen Baumwollenpapier einen Zusatz von leinenen Fäden gegeben hatte. —

Nach diesen Vorerinnerungen folge eine Darstellung der Vervollkommnungen, die einzelne Hauptgegenstände der Buchdruckerkunst betreffen.

a) Typen.

Gutenberg's und Schöffer's Typen hatten die gothische oder halbgothische Form, wie man sich deren in neuester Zeit zu Titeln, Rubriken und andern hervorzuhebenden, einzelnen Ausdrücken bedient. Daraus ging die Schwabacher (nach dem Erfinder oder dessen Vaterlande benannt), mit welcher P. Schöffer schon 1486 druckte, und die Fractur-Schrift (von den gebrochenen Ecken so genannt, von Johann Neudörfer in Nürnberg, wahrscheinlich nach Albrecht Dürer's Vorschrift und mathematischer Berechnung erfunden) hervor. Die ersten Schriftgrössen waren Text und Tertia; das gegenwärtige Schriftensystem besteht von der kleinsten Gattung (Diamant) bis zur grössten (Imperial) aus mehr denn 20 verschiedenen Abstufungen, deren Namen entweder von den Büchern, die gewöhnlich damit gedruckt wurden, wie Missal, Canon, Cicero u. a., oder von den Männern, die sie einführten, wie Sabon (Schriftgiesser in Frankfurt, der die grobe Fractur-Schrift erfand) herrühren. Die Antiqua (gewöhnliche lateinische Schrift) wandten schon 1467 Schweinheim und Pannarz in Rom an, welche auch die schon von Fust und Schöffer gebrauchten griechischen Lettern verbesserten. — Die Cursiv (liegende lateinische Schrift) erfand 1494 Aldus Manutius in Venedig. — Fyner in Esslingen druckte schon 1475 hebräisch; Porrus in Genua 1516 arabisch. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erfand Sanlecque in Paris die Gusstypen zu Musiknoten, die Breitkopf in Leipzig 1752 verbesserte, Duverger in Paris in neuester

Zeit vervollkommnete. Auch Landkartendruck mit beweglichen Typen, die Breitkopf erfand, haben Mehrere nach ihm nicht ohne Erfolg versucht, wenn gleich begreiflicherweise Unternehmungen der Art nicht practisch genug sind, und von den vollkommneren Leistungen der Lithographie überboten werden. — Unser verehrte Mitbürger Uckermann hat schon vor Jahren wohlgelungene Darstellungen in diesem Zweige geliefert. — Die Schreibschriften, Nachahmungen der lateinischen oder deutschen Handschriften, spät erst angewandt, waren noch vor 40 Jahren äusserst steif; Firmin Didot in Paris bewirkte zuerst das Aneinanderschliessen der Grund- und Haarstriche und sogar die Verbindung der Enden einiger Buchstaben mit dem Anfange anderer; jetzt sind die Schreibschriften der Vollkommenheit sehr nahe gebracht. — Ausserdem druckt man jetzt in mehr als 100 Sprachen, und ist auch auf Herstellung schöner Zierschriften bedacht; selbst Hieroglyphen schnitt Fr. Nies in Leipzig 1835 in Stahl, und goss sie als Typen ab. —

Den ersten Druckern dienten jedenfalls Manuscripte, aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert, die mit herrlichen, in den lebhaftesten Farben prangenden, oft mit Gold belegten Randverzierungen und mit grossen Anfangsbuchstaben (Initialen) geschmückt waren, zu Mustern. Besonderen Fleiss verwendete man auf die Anfangsbuchstaben der Werke, und auch den Anfang eines Abschnitts oder Capitels zeichnete man aus; die grossen Buchstaben im Text sind gewöhnlich roth oder blau, und diese, wie jene, wurden entweder aus freier Hand oder durch eine

Schablone hineingemalt, auch wohl in Holz geschnitten, blind vorgedruckt und dann erst illuminirt.

b) Schriftschneidekunst und Schriftgiesserei.

Der Schriftschneider schneidet einen Schriftzug (Buchstaben) in umgekehrter Gestalt, wie der Buchstab im Spiegel erscheint, erhaben auf stählerne Stäbchen, die man Patrizen nennt, und schlägt sie in weicheres Metall, in Kupfer ab, wodurch die Matrizen entstehen, in denen also der Buchstab, genau wie er im Druck aussieht, nur als Vertiefung oder Eindruck eines Stempels erscheint. Zur Vervielfältigung der Lettern spannt der Schriftgiesser die Matrize in ein Instrument, und giesst sein Zeug, das aus einer Mischung von Blei, Eisen und Antimonium (Spiessglas) besteht, in eine Capsel, so dass auf dem neugebildeten Stabe der Schriftzug, wie bei der Patrize, erhaben steht. — Die ersten Buchdrucker fertigten sich ihre Schriften selbst. In Deutschland etablirte zuerst Egenolph in Frankfurt a. M. eine eigne Schriftgiesserei, die seine Schwiegersöhne Jac. Sabon und Berner 1590 fortsetzten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lieferte die Luthersche Giesserei daselbst schöne Schriften, und bis in die neueste Zeit zeichneten sich die Andreäische, Dreslersche und Rost-Fingerlinsche Schriftgiesserei in Frankfurt a. M. aus, ferner in Leipzig Breitkopf, Nies, Schelter & Gieseke, Tauchnitz und Teubner; in Berlin Unger, Decker, Lehmann und Mohr; in Wien Mannsfeld und Schade; in Prag Haase (Söhne); in Basel Haas (Vater und Sohn); in Weimar Walbaum (jetzt

Brockhaus), ebendaselbst Töpfer & Kahle; in Magdeburg und Berlin Ed. Hänel. — Deutsche Schriftgiessereien liefern noch immer viele Lettern nach Dänemark, Schweden, Russland u. s. w., obwohl auch in den Nordländern bereits wohleingerichtete Schriftgiessereien bestehen.

In Frankreich ist noch heute die Königliche Schriftgiesserei in Paris, schon unter König Franz I. um 1520 gegründet, unstreitig die bedeutendste; ferner zeichnete sich um 1596 Sanlecque ebendaselbst aus, in der neuern und neuesten Zeit die Didots, Molé, Vibert u. a. —

Unter den Engländern verdienen genannt zu werden, Jac. Maxon 1659—1683; Baskerville in Birmingham, der in mehreren Schriftarten noch unübertroffen ist; Will. Caslon & Sohn in London 1770; Figgius, Fry, Jackson, Livermoore, Thorowgood u. a. —

In Italien etablirte der Franzose Nic. Jenson, ein Schüler P. Schöffers, schon 1468 in Venedig eine Schriftgiesserei; im Vatikan ward eine desgleichen 1578 angelegt. Bodoni in Parma um 1766 übertraf alle Vorgänger.

In Holland war die Plantinsche Giesserei in Antwerpen um 1570 die berühmteste. Pariser Künstler, Garramond, le Bé, de Tour u. a. hatten die Stempel zu seinen Schriften geschnitten. — Die Elperiere in Leyden besassen ebenfalls eine Giesserei. Im vorigen Jahrhundert lieferten die Gebrüder Enschede in Harlem geschätzte Typen.

c) *Stereotypie.*

Bei Werken, die man oft und unverändert auflegt, und die der Verbesserung und Abänderung wenig oder gar nicht unterworfen sind, ist es von Vortheil, wenn deren Satz stehen bleibt, wie z. B. bei Bibeln, Wörterbüchern, alten Classikern zum Schulgebrauch, besonders um der Wohlfeilheit willen. — Mit stehenbleibenden Lettern ward schon 1712 das Neue Testament in der Cansteinschen Bibel-Anstalt in den Franckischen Stiftungen zu Halle gedruckt. — Von dieser Methode unterscheidet sich aber noch die Stereotypie, d. i. die Kunst, „solide Platten und Matrizen zu giessen, welche von einem aus beweglichen Lettern zusammengestellten Schriftsatze entnommen wurden“, gewissermassen ein modificirter Tafeldruck, wie ihn die ersten Erfinder anwandten. Der Goldschmied William Ged wollte schon 1729 in Verbindung mit Fenner und den Gebrüdern James in London eine Bibel stereotypiren, ward aber von eifersüchtigen Buchdruckern gestört, und zog sich nach Edinburg zurück, wo er 1739 wirklich mit Hülfe seines Sohnes den Sallust in Stereotypdruck fertigte. Er schüttete nämlich über den Satz flüssigen Gyps, und in die dadurch gebildeten Matrizen goss er dann Letternmasse. 1780 erfand Tilloch in Glasgow ein ähnliches Verfahren, und 1795 Firmin Didot in Paris desgleichen. Lord Stanhope aber, von Tilloch unterrichtet, brachte das Verfahren unter Beihülfe Foulis, Universitätsbuchdruckers zu Glasgow, der schon mit Tilloch in Verbindung gestanden hatte, zur höchsten Vollkommenheit. Seine noch nicht übertroffene, wenn auch im Einzelnen von

Andern verbesserte Methode wanderte nach Amerika, von da 1819 nach Wien, von wo aus die Nord-Amerikaner John und William Watts sie an Tauchnitz in Leipzig, an Brönner in Frankfurt a. M. und an andere käuflich überliessen. Die Stereotypie-Methode von Genoux in Paris, der Matrizen aus Papier, das mittelst eines Gemisches von Kreide und Kleister zusammengeklebt wird, herstellte, eignet sich fast nur für compressen Satz, da ein weiterer leicht auseinander fällt. —

d) Pressen.

Den Druck der gesetzten Schriften bewirkt die Presse. Im ersten Jahrhundert bediente man sich unverändert der unvollkommenen Presse, wie sie Gutenberg gebraucht hatte, bis erst 1550 Danner in Nürnberg an die Stelle der hölzernen Spindel die messingene setzte. Der Amsterdamer Janson Bläu brachte 1620 bedeutende Verbesserungen an, die bis zur letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beibehalten wurden. Die erste aus Eisen gegossene Presse erfand W. Haas in Basel 1772, und seit dieser Zeit folgten für das eigentliche Druckinstrument die wichtigsten Verbesserungen schnell aufeinander. Auch hierin übertraf 1800 Lord Stanhope, vom Mechanikus Walker unterstützt, alle Vorgänger. Seine Presse bewirkte für jeden Bogen einer ganzen Auflage gleich starken Druck, und erleichterte dem Drucker den Kraftaufwand ausserordentlich. Unter den vielen Verbesserungen, die seitdem die Presse erfuhr, verdienen hier noch eine Erwähnung die Coggersche, in Deutschland wegen der Vervollkomm-

nung, die ihr der Mechanikus Hoffmann in Leipzig gab, die Hoffmannsche genannt, ferner die Columbia-Presse des G. Clymer in Philadelphia, auf Vieweg's Veranlassung auch auf dem Zorger Hüttenwerk im Harze gebaut, die Copesche (von E. Hänel in Magdeburg nach Deutschland gebracht), die Hagarsche, welche letztere beiden sich durch ihren einfachen Mechanismus rühmlichst auszeichnen, die Albion-Presse und die Banknoten-Presse von Brahma, welche gegenwärtig durch E. Hänel bei'm Druck der neuen preussischen Kassenanweisungen in Gebrauch kam. — Die Dinglersche Fabrik in Zweibrücken stellt für den Pressenbau von vielen der vorgenannten und andern Constructionen vorzügliche Arbeiten her. —

Schnellpressen oder Druckmaschinen sind die Erfindung eines Deutschen. Friedrich König aus Eisleben, der bei Breitkopf & Härtel in Leipzig die Druckerei erlernt und sodann Mechanik studirt hatte, verband sich 1809 in London mit einem andern Deutschen, dem mathematischen Instrumentenmacher Bauer, und erfand mit diesem eine Dampfdruckmaschine, auf welcher 1814 am 29. November zuerst die englische Zeitung „the Times" (1200 Exemplare in einer Stunde) gedruckt wurde. Eine Maschine von doppelter Kraft, ebenfalls aus den Händen dieser Künstler, lieferte 2400 Exemplare in der Stunde. In Folge eines Streites mit den Eigenthümern der Zeitung kehrten König und Bauer nach Deutschland zurück, und errichteten 1817 im Kloster Oberzell bei Würzburg (wo König 1833 starb) eine Schnellpresswerkstätte, die mehrere grosse Officinen

des In- und Auslandes mit ihren Arbeiten, unter ihnen auch mit solchen Schnellpressen, die statt des Dampfes durch ein grosses Schwungrad in Bewegung gesetzt werden, versehen hat. — Mehrere Engländer haben die Construction der Schnellpressen sehr vereinfacht; die von Applegath liefert in einer Stunde 4000 Exemplare, während eine gewöhnliche nur etwa 250 herstellen kann. Uebrigens behalten die Arbeiten geschickter Drucker doch entschiedene Vorzüge vor den Leistungen der Schnellpressen. Einem amerikanischen Zeitungsblatte zufolge soll ein Herr French in Ithaka im Staate New-York eine Schnellpresse mit einer Papiermaschine in Verbindung gesetzt haben, aus welcher letzteren das Papier unmittelbar in die Presse geht; in 3 Minuten soll aus dem von der Mühle kommenden Zeuge ein Buch von 356 Seiten fertig gedruckt, in Trocken-Cylindern gepresst, dem Buchbinder in die Hände geliefert werden können.

e) *Die übrigen typographischen Apparate*

erfuhren ebenfalls in den letzten 20 Jahren bedeutende Verbesserungen. So sind z. B. fast allgemein statt der sonst üblichen Ballen zum Auftragen der Farbe elastische Walzen, eine Composition aus Leim und Syrup, eingeführt, die auf eigenen Walztischen eine leichtere und gleichmässigere Vertheilung der Farbe zulassen. Hie und da sind sogar Farbeauftragmaschinen, welche die Farbe selbst auf die Form bringen, mit den Pressen in Verbindung gebracht. — Eben so hat man alle die Körper (Spatia, Stege etc.), durch welche die Trennung der Wörter

und Zeilen von einander bewirkt wird, nach genauern mathematischen Berechnungen gefertigt, ferner die Einfassungen, Linien und Verzierungen viel geschmackvoller, als früher herzustellen sich bemüht, durch Packpressen, hydraulische und andere dem Papiere nach vollendetem Drucke seine vorige Glätte wiederzugeben gelernt, und überhaupt bei allen, auch minder wichtigen Geräthschaften zwekmässige Verbesserungen angewendet. —

f) Druckfarbe.

In der Bereitung der Farbe (Buchdruckerschwärze) waren die Engländer und Franzosen lange Zeit den Deutschen voraus; doch beweisen in unsrer Zeit die schönen, tiefschwarzen Drucke, dass ein rühmlicher Wetteifer auch darin bei uns sehr allgemein verbreitet ist. — Die ersten Proben mehrfarbigen Drucks gaben schon Fust und Schöffer in den Initialen des Psalteriums, und der Buntdruck ist zu keiner Zeit ganz vernachlässigt gewesen, wenn er auch in dem vorigen Jahrhundert fast nur noch auf die Kalender angewendet ward. Eine eigene Erfindung der neuesten Zeit in dieser Art ist der Congrevedruck, benannt nach dem Erfinder, der noch bekannter ist durch seine Brandraketen. Die dabei in Anwendung kommende Druckmaschine hat die Einrichtung, dass zwei durchbrochene Druckformen von Stahl oder Messing, nachdem jede durch die Auftragewalze die nöthige Farbe erhalten hat, genau ihre gegenseitigen Lücken füllend und zu einem Ganzen vereinigt, den zweifarbigen Abdruck auf einmal besorgen. Die Formen selbst erhalten theils ihre

Zeichnungen mit Kreis- und Wellenlinien durch die Guillochirmaschine, die ursprünglich zur Verzierung der Taschenuhrgehäuse benutzt wurde, theils durch Gravirung aus freier Hand. Die erste Maschine der Art brachte der um die Typographie überhaupt hochverdiente Eduard Hänel 1828 aus England nach Magdeburg, und führte damit namentlich den Druck der Etiquetten auf den Tabakpaqueten für Justus in Hamburg aus. Die deutsche Kunst lieferte jedoch sehr bald von diesen Etiquetten den täuschendsten Nachdruck, so wie man denn jezt schönen Bunt- und Congrevedruck selbst mit gewöhnlichen Pressen herstellt. Das dem Album beigegebene Bild Dalbergs, von unserm verdienten Uckermann ausgeführt, wird einen Beweis davon ablegen. — Baxter's Copieen von Gemälden mit allen Farben ist ein wahrer Gemäldedruck, so dass Bilder in clair-obscur, wie sie früher gedruckt wurden, weit dahinter zurückstehen.— In Gold- und Silberdruck, den man wegen seiner schwierigen und kostspieligen Ausführung gewöhnlich nur bei Verzierungen oder einzelnen Zeilen und Worten anwendet, so wie im Bronce- und Irisdruck, bei welchem letzteren die Farben in einander fliessend dargestellt werden, haben Engländer und Franzosen das Vorzüglichste geliefert. —

g) *Hochdruck.*

Eine besondere Erwähnung verdient noch der Hochdruck (Ektypographie, Reliefdruck) oder die Kunst, Formen aus Holz, Stein oder Metall so herzustellen, dass sie durch den Abdruck erhaben auf dem Papier stehen. Hany in Paris führte diese

Manier zuerst 1784 in dem dortigen Blindeninstitut ein, so dass die unglücklichen Zöglinge seiner Anstalt mittelst der Fingerspitzen die Buchstaben abfühlen und lesen lernten. Sie wurden so weit gebracht, sich ihre Bücher selber setzen und drucken zu können. Die Lettern in denselben, die für Sehende sehr leicht auch schwarz gedruckt werden können, erscheinen weiss. — Um erhabene Zeichnungen darzustellen, welche durch die Buchdruckerpresse abgedruckt werden können, bedient man sich der Hochätzkunst. Mittelst einer fettigen, den Säuren widerstehenden Substanz zeichnet man nämlich auf Stein oder Metall, und ätzt so lange, bis die Züge der Zeichnung auf der Platte erhaben stehen; darauf stereotypirt man entweder, oder man druckt gleich von der erhaben geätzten Zeichnung selbst ab. Der Buchhändler Baumgärtner in Leipzig brachte diese Manier auf Stein seit 1834, der Graveur Carré in Toul schon früher auf Kupfer in Anwendung. —

h) Die mit der Buchdruckerkunst verwandten Künste.

Die Form- oder Holzschneidekunst (Xylographie), aus welcher die Typographie oder Buchdruckerkunst hervorgegangen, ward durch ihre nachgeborne Schwester nicht verdrängt, und half der jüngeren vielmehr durch wesentliche Dienste zu verschiedenen Verzierungen ihrer Werke. Eine Hauptschule für Formschneider wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts Nürnberg, ihr berühmtester Zögling und nachmaliger Meister Albrecht Dürer. Allenthalben gerieth aber die Formschneidekunst in dem darauf folgenden 16., 17. und 18. Jahrhundert in Verfall,

bis gegen Ende des letzten die Gebrüder Bewick in London die Restauratoren der schönen Kunst wurden, und unter ihren Landsleuten glückliche Nachfolger fanden, von denen der durch seinen Buntdruck berühmt gewordenen Baxter einer der vorzüglichsten ist. Auch die Franzosen schlossen sich rühmlichst an. In Deutschland belebten Unger, Vater und Sohn, in Berlin die Thätigkeit in der Holzschneidekunst wieder, die jetzt durch Gubitz, Unzelmann, Höfel, Ritschl von Hartenbach, Vogel, Pfnor, Kretschmar u. a. ausgezeichnete Leistungen liefert, und sich namentlich durch mannigfache Verbesserungen um die Schriftgiesserei grosse Verdienste erwirbt. —

Die Kupferstecherkunst (Chalkographie) um 1460 wahrscheinlich auch von Deutschen erfunden, da sie sich so naturgemäss aus der Formschneidekunst entwickeln musste, wurde erweislich mit bebesondrem Glück von Martin Schön, Goldschmied und Maler aus Culmbach († 1486) geübt. Sie hat vorzugsweise durch ihre schärferen und feineren Darstellungen zur Verdrängung der Xylographie beigetragen, und begleitete den Buchdruck, den sie fortdauernd durch ihre Werke zu zieren pflegt, bis auf die neuere Zeit, wo sie sichtbar zurückgetreten zu seyn scheint vor den Erzeugnissen

der Stahlstecherkunst oder Siderographie, die um 1820 von den Engländern zuerst angewendet ward, und denselben auch ihre höchste Ausbildung verdankt. Auch in Deutschland wird sie von geschickten Künstlern ausgeübt. — Eine besondere Beeinträchtigung der Buchdruckerkunst liess

der 1799 von Aloys Sennefelder zu München erfundene Steindruck oder die Lithographie befürchten. Da aber auf lithographischem Wege grosse Buchdruckerarbeiten nicht ausgeführt werden können, und die Schreibschrift, auf welche die Lithographie wegen des bei umfangreicheren Sachen viel bedeuderen Zeitaufwands, den sie der Fraktur widmen muss, vornehmlich beschränkt bleibt, an Ebenmässigkeit und Schönheit der Druckschrift nicht gleichkommt: so hat sich die Lithographie ein ganz anderes Feld errungen, und ist als achtungswerthe Rivalin mehr mit der Kupfer- und Stahlstecherkunst in Wettkampf getreten. Jedenfalls übte sie aber einen wohlthätigen Einfluss auf den Aufschwung und die Vervollkommnung der Buchdruckerkunst aus, und begleitet dieselbe als treue Gehülfin mit ihren verschiedenartigen Leistungen. — Eine besonders rühmliche Erwähnung verdient in dieser Hinsicht die Methode unsres hochgeschätzten Uckermann, auf chemisch zubereitetes Papier jedwede Zeichnung oder Druckschrift abzuklatschen und demnächst von dem Papier auf Stein zu tragen. Nach dieser Manier sind die in den Beilagen gegebenen Facsimile's, Druckproben aus der ältesten Zeit u. s. w. ausgeführt worden. Die auf solchem Wege erreichbare äusserste Genauigkeit in der Uebereinstimmung mit dem Originale, bei welcher kaum irgend ein Fehler möglich ist, wird durch die betreffenden Blätter auf's vollständigste erwiesen. —

4.
Berühmte Buchdrucker älterer und neuerer Zeit.

Schon im zweiten Abschnitt unter b. haben wir bemerkt, dass in Italien vornehmlich die neu erfundene Kunst eine sorgfältige Pflege fand. — Nach Gutenberg und Schöffer ragt vor allen Jüngern und Genossen der Kunst der Name Manuzzi hervor. Mögen darum die Reihe einiger berühmteren Typographen hier eröffnen die

Italiener.

Unter ihnen hat sich die gelehrte Buchdrucker-Familie der Manutii zu Venedig unsterbliche Verdienste um das klassische Alterthum erworben, dessen Werke sie in ursprünglicher Reinheit wiederzugeben suchte. Der Stammvater Aldo Pio Manutio ward gegen 1450 zu Bassano geboren. Seinen eben so correcten als eleganten Ausgaben der alten Autoren, besonders der Griechen, folgte die verdiente Bewunderung der Gelehrten und Kunstkenner. Von seiner eigenen Gelehrsamkeit zeugen eine von ihm verfasste lateinische und eine griechische Grammatik. Die Technik verdankt ihm die Verbesserung der von Pannarz und Schweinheim zuerst angewandten Antiqua-, ferner die Erfindung der Cursivschrift und Einführung des Kolon und Semikolon. Für vielfache Verluste unter kriegerischen Unruhen, die ihn mehrmals aus Venedig vertrieben, konnte ihn die Gunst

der Grossen nur wenig entschädigen. Von drei ruchlosen Mördern tödtlich verwundet, starb er 1516 in seinem 67sten Jahre. — Von seinen Söhnen führte der jüngere, Paolo Manutio, geboren 1512, das Geschäft des Vaters in gleichem Geiste rühmlichst fort. Was jener den Griechen war, ward der Sohn den Römern, welche er, namentlich den Cicero, mit sehr geschätzten Commentaren begleitete. Obwohl für seine Verdienste von Papst Gregor XIII. durch eine Pension unterstützt, endete er unter körperlichen Leiden und finanziellen Sorgen seine Laufbahn in Rom 1574. — Mit Paul's Sohne, Aldo Manutio, geboren 1548, einem Wunderkinde, das nach Einigen schon im 8ten, nach Andern im 14ten Jahre über lateinische Orthographie schrieb, erlosch das Manuzzische Geschlecht. Er verkaufte die Druckerei 1584, bekleidete die Professur der Eloquenz und schönen Wissenschaften in Bologna, Pisa und Rom, und starb 1597 in Schulden, zu deren Tilgung seine schöne Bibliothek von 80,000 Bänden nicht ausreichte. — Die Drucke der Manuzzi führen den Namen „Aldinen." —

Zeitgenossen der vorigen war die Familie der Giunti zu Florenz und Venedig, die sich durch Eleganz und Correctheit ihrer Werke, die unter dem Namen „Juntinen" in der Gelehrtenwelt bekannt sind, nicht minder als durch Gelehrsamkeit auszeichnete.

Daniel Bomberg in Venedig, der in seiner Officin 200 Juden beschäftigt haben soll, druckte die ersten hebräischen und rabinischen Bücher. Berühmt ist ausser der Quartbibel sein babylonischer Talmud in 12 Folianten, der 1520 angefangen ward, und bei

jeder der zwei Auflagen, die er erlebte, 100,000 Dukaten Kosten verursachte. Bomberg verbesserte die hebräische Schrift und führte die Punctation ein. —

Unter den neueren italienischen Buchdruckern steht oben an

Giambattista Bodoni in Parma. Schon als Knabe im Formschneiden geschickt, bildete er sich von 1758 an als Setzer in der berühmten Buchdruckerei der Propaganda in Rom aus. Als Director der Königl. spanischen Officin in Parma 1766 machte er dieses Institut durch den trefflichen Schnitt der Typen und durch die übrige technische Ausstattung der Drucke, vorzüglich durch seinen prächtigen Homer, weltberühmt. König Karl IV. von Spanien ernannte ihn zum Kammerbuchdrucker mit einem Gehalte von 6000 Realen, und er erfuhr auch von Napoleon und dessen Bruder Joseph rühmliche Auszeichnungen. —

Franzosen.

In den ersten Decennien nach der Erfindung konnte die Buchdruckerkunst in Frankreich keinen Boden gewinnen, bis die Hauptstadt Paris mit Italien in Wettkampf trat. Jodocus Badius Ascensius (von Assche bei Brüssel, wo er 1462 geboren ward), Lehrer der schönen Wissenschaften und alten Sprachen, gründete 1498 in Paris eine Druckerei, die sehr geschmackvoll ausgestattete Classiker lieferte. — Sein Sohn Conrad floh wegen Verfolgung als Anhänger der Reformation nach Genf. Sein Schwiegersohn, Michael von Vascosan, erwarb sich durch Druckwerke aus fast allen Fächern der Wissenschaften einen bedeutenden Ruf.

Die Familie Morelli ist nicht minder berühmt. Friedrich Morel I., Vascosan's Schwiegersohn, durch das Diplom „Königl. Typograph„ ausgezeichnet, und noch mehr sein Sohn Friedrich Morel II. waren für Wissenschaft und Kunst erglüht, und starben beide in dürftigen Umständen. Der Sohn des letzteren, Claudius Morel, starb 1626, noch einige Jahre vor des Vaters Tode. — Ein mit den Vorigen nicht verwandter Wilhelm Morel († 1564) besorgte eine berühmte Ausgabe der Odysse, die erst seine Wittwe erscheinen liess; sein Sohn Aegidius Morel machte sich durch eine herrliche Ausgabe der Kirchenväter bekannt. —

Vorzüglichen Ruhm erndtete die Familie der Stephani (Etienne). Robert Stephanus, ein Sohn des Stammvaters dieses Geschlechts, Heinrich Stephanus, gründlicher Kenner der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache (verheirathet mit Petronella, einer Tochter des Jodocus Badius, die Lateinisch wie ihre Muttersprache verstand, und ihre Kinder und Dienstboten darin unterrichtete, so dass gewöhnlich im ganzen Hause nur lateinisch gesprochen ward), gab ausser den Classikern 1532 eine schöne lateinische Bibel heraus, um welche er mit der Sorbonne in Streit gerieth, wobei ihn jedoch König Franz I. in Schutz nahm. Bei der Bibelausgabe von 1545 soll sich die Erbitterung gegen ihn so gesteigert haben, dass man sein Bildniss in Paris öffentlich verbrannte. Er begab sich nach Genf, ging zur reformirten Kirche über, legte daselbst eine neue Druckerei an, und starb 1559. Für die Correctheit seiner Ausgaben zeugt der von ihm herrührende Gebrauch, Correcturbogen (so-

genannte „Aushängebogen“) öffentlich anzuschlagen und auf darin noch zu entdeckende Fehler Preise auszusetzen. Vorzüglich berühmt ist sein Thesaurus linguae latinae. — Sein eben so gelehrter Sohn, Heinrich Stephanus II., der schon als Jüngling gelehrte Anmerkungen zum Horaz schrieb, errichtete 1557 zu Paris eine eigene Buchdruckerei, und ward zu seinen Unternehmungen von Ulrich Fugger in Augsburg, dem freigebigen Mäcen der Gelehrten und Künstler, unterstützt. Um den Gewinn von seinem grossen Thesaurus linguae graecae betrog ihn sein Factor Scapula, der heimlich aus den Aushängebogen einen wohlfeilen Auszug besorgte und dadurch den Principal völlig ruinirte. Unstät bald hier, bald dort, soll er auf einer Reise nach Lyon erkrankt und in Geisteszerrüttung im dortigen Hospital 1598 gestorben sein. —

Unter den neuern französischen Typographen ragt hervor

die Familie Didot in Paris. — François Ambroise Didot († 1804), Rival des Engländers Baskerville, trägt ausser dem Verdienste der Verschönerung der Typen noch das besondere Verdienst, ein vorzügliches Velinpapier hergestellt und die Aufmerksamkeit auf die Güte des Papiers allgemein angeregt zu haben. — Der ältere Sohn Pierre Didot übernahm schon 1789 die Druckerei, der jüngere Firmin Didot († 1836) die Giesserei. Der wohlbegründete Ruf dieser Officinen hat sich bis auf die neueste Zeit erhalten; sie lieferten Producte, wie sie vor ihnen Frankreich nicht gesehen hatte. —

Engländer.

William Caxton, der 1474 das erste auf englischem Boden gedruckte Buch herausgab, war ursprünglich Kaufmann und als Factor eines Handelsvereins nach den Niederlanden geschickt worden. In Brüssel beauftragte ihn die Herzogin von Burgund, Margaretha von York, mit Uebersetzung einer beliebten Sagensammlung und mit Besorgung des Drucks derselben, welchen er persönlich in Cöln ausführte. Die neue Kunst zog ihn so sehr an, dass er sich ausschliesslich derselben widmete, und in der Westmünserabtei die erste Druckerei aufstellte. Seine Drucke stehen jedoch, wie die Holzschnitte, mit denen er sie ausstattete, weit hinter den Leistungen andrer Zeitgenossen zurück. — Bedeutend hob sich die Kunst schon durch seinen Nachfolger Wynkin de Worde, ferner durch Richard Pynson, und durch Richard Grafton unter der Königin Elisabeth. —

Aber alle diese älteren englischen Drucker überstrahlt **John Baskerville** in London († 1775), der, anfänglich Schreiblehrer und Lackirer in Birmingham, erst in seinem 44sten Jahre anfing, Schriften zu schneiden, und dem die geschmacklosen Typen, deren man sich bis dahin bediente, zu sehr missfielen. Seinen typographischen Nachlass brachte Beaumarchais für 3700 Pfund an sich, und druckte damit in Kehl die Prachtausgabe von Voltaire. Je geräuschloser der einfache Mann seine Verbesserungen vornahm, desto mehr verdient er als Muster aufgestellt zu werden. — Dass die englischen Drucker der neuesten Zeit sich rühmlichst auszeichnen, bedarf kaum der Erwähnung. —

Niederländer.

Theodor Martens oder **Mertens** in Alost (Aalst) in Ostflandern war unstreitig der erste Niederländer, der mit beweglichen Lettern druckte. 1473 fing er sein Geschäft in genanntem Orte an, etablirte aber nachher noch eine Druckerei in Antwerpen, später noch eine in Löwen. Die gelehrtesten Männer seiner Zeit, unter ihnen Erasmus von Rotterdam, liessen nicht nur bei ihm ihre Werke drucken, sondern würdigten ihn auch ihrer Freundschaft. — Zwanzig Jahre nach seinem Tode, der 1534 zu Alost erfolgte, ging aber durch

Christoph Plantin eine typographische Anstalt in Antwerpen auf, die oft 20 Pressen in Thätigkeit setzte und weit und breit ihres Gleichen suchte, so dass ihr Besitzer selbst sie das achte Wunderwerk der Welt nannte, und in eitler Uebertreibung sich rühmte, in mehr als hundert Sprachen drucken zu können. Sein berühmtestes Werk ist die **Polyglottenbibel** (vielsprachige Bibel, hier namentlich in 4 Sprachen, hebräisch, chaldäisch, griechisch und lateinisch), die König Philipp II. von dem spanischen Theologen Arias Montanus ausarbeiten liess. Sie erschien von 1569 — 1572 in 8 Foliobänden, und erwarb Plantin den Namen eines Königl. Architypographen. — Auch er hatte die Gewohnheit, wie Robert Stephanus, Aushängebogen öffentlich anzuschlagen, und scheute keine Kosten, um die äusserste Correctheit zu erreichen. Ausserdem wird auch seine Liberalität gegen dürftige Gelehrte gerühmt. Dennoch sollen seine Vermögensumstände, wahrscheinlich auch in Folge der verheerenden Kriege unter dem blutdürstigen Alba

und dessen Nachfolgern, bei seinem Tode 1589 zerrüttet gewesen seyn. Ausser der Antwerpener Officin hinterliess er auch eine andere zu Leyden und eine dritte zu Paris. —

Die Elzeviere in Amsterdam und Leyden blühten von 1592 — 1680. Von ihnen gingen die römischen Classiker in 12° und 16° aus. Der Stammvater Ludwig Elzevier, mehr Buchhändler als Drucker, führte den Unterschied des Consonanten V. vom Vocal U. ein. Seine Enkel, besonders Abraham und Bonaventura Elzevier, haben dem Geschlechte einen weit verbreiteten Ruf erworben. —

Spanier

kultivirten die Buchdruckerkunst wenig oder gar nicht, bis endlich Joachim Ibarra, Hofbuchdrucker in Madrid, durch seine schöne Ausgabe des Don Quixote in 4 Quartbänden 1780 und durch einige andere Werke seine Officin wie eine fruchtbare Oase aus der Wüste auftauchen liess.

Deutsche.

Das Mutterland der Kunst konnte hinter dem Auslande nicht zurückbleiben.

Anton Koburger oder Koberger gründete 1470 in Nürnberg eine Buchdruckerei und einen Buchhandel, beschäftigte bei 24 Pressen mehr denn 100 Personen, und hatte in 16 der grössern europäischen Städte Buchhandlungen, z. B. in Venedig, Lyon, Amsterdam u. s. w. Welch' eine Menge von Werken mussten während 43jähriger Führung so ausgedehnten Geschäfts aus seinen Händen hervorgehen! —

Johann Froben oder Frobenius in Basel erhielt um seiner Gelehrsamkeit willen den Beinamen des deutschen Manutius. Er war ein vertrauter Freund des Erasmus von Rotterdam, der auch bei ihm, wie bei Martens in Alost, seine Schriften drucken liess. Bibel, Kirchenväter und andre theologische Werke gingen aus seiner Officin in sehr schönem Druck und Papier hervor. Ein unglücklicher Fall von der Leiter in seinem Buchladen zog ihm 1527 den Tod zu.

Johann Herbst, gräcisirt Oporinus, war in seiner Vaterstadt Basel erst Famulus des berühmten Arztes Theophrastus Paracelsus Aureolus Bombastus von Hohenheim, dann Professor der griechischen Sprache, und legte 1552 eine Druckerei an, die sich besonders durch sehr correcte Ausgaben hebräischer Schriften auszeichnete.

Christoph Froschauer in Zürich druckte die Schriften seines Freundes, des grossen Reformators Ulrich Zwingli, und trug zur Verbreitung des göttlichen Wortes in ähnlicher Weise bei, wie

Hans Lufft, der Bibeldrucker genannt, Luthers Werke in Wittenberg vervielfältigte, der für die kleine Schmach, dass sein Bild alljährlich in Rom verbrannt wurde, in der Auszeichnung, dass ihn seine Mitbürger zum Rathsherrn, dann zum Bürgermeister erwählten, reichliche Entschädigung fand. —

Georg Rhau druckte die meisten Schriften Melanchthons. — Schon vor beiden letzteren hatte Melchior Lother aus Leipzig 1518 in Wittenberg eine griechische, lateinische und deutsche Druckerei angelegt, und Luthers Schriften bis 1525 in Compagnie mit seinem Bruder Michael gedruckt. Letzterer be-

gab sich einige Jahre darauf nach Magdeburg, während jener nach Leipzig zurückgegangen war. —

In Leipzig, das durch seinen Welthandel, wie durch seine 1409 gestiftete Universität berühmt war, liess

M. Ernst Vöglein aus Constanz durch seine Producte, die den Aldinischen und Plantinischen wenig nachstehen, alle seine Vorgänger weit hinter sich zurück. Die krypto - calvinistischen Streitigkeiten veranlassten ihn, mit seiner Druckerei und Buchhandlung 1578 nach Heidelberg zu ziehen, wo er 1590 starb. —

Nach einer 200jährigen Pause, in welcher sich kein Typograph hervorthat, trat endlich mit

Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, geb. 1719 zu Leipzig, der zu seiner Zeit geschickteste und kenntnissreichste deutsche Buchdrucker auf. Albrecht Dürer's „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel etc.", worin der alte berühmte Meister eine gleichmässige und schöne Form der Buchstaben mathematisch berechnet hatte, entzündete in Breitkopf einen ausserordentlichen Eifer, der typographischen Kunst von ihrem tiefen Verfall wieder aufzuhelfen. Namentlich rettete er die Fractur, die zu erlöschen in Gefahr schwebte, erfand 1754 bewegliche Notentypen, die ungeachtet neuerer französischer Verbesserungen noch immer sehr allgemein angewendet werden, stellte Landkarten und Bildnisse auf typographischem Wege her, versuchte die chinesischen Charactere mit beweglichen Typen zu drucken, schaffte die plumperen Verzierungen ab, und brachte in allen Theilen der Kunst Verbesserungen an, die seinen Na-

men unvergänglich gemacht haben. Er besass 400 Alphabete von Matrizen aus allen Sprachen und beschäftigte gewöhnlich 130 Menschen. Er starb 1794. Sein Geschäft besteht noch heute unter der Firma „Breitkopf und Härtel.“ —

Würdig schlossen sich an diesen berühmten Restaurator der deutschen Typographie an

Degen in Wien, Unger in Berlin, Göschen in Leipzig, dessen Wolfscher Homer und Ausgaben von Klopstock's, Wieland's u. a. Werken bekannt genug sind; ferner Vieweg in Braunschweig, die Andreäische und Brönnersche Druckerei in Frankfurt a. M. und Tauchnitz in Leipzig, der durch seine schönen orientalischen Schriften, durch seine Stereotypen der Classiker und der Bibel nach Stanhopescher Methode und durch eine Menge von Prachtausgaben sich bis zu seinem Tode im Jahre 1836 einen weit verbreiteten Ruf erworben hat.

Die Würdigung der Bemühungen und Verdienste noch lebender Meister der Kunst bleibt billig einer späteren Zeit vorbehalten. Alle irgend wichtigeren Unternehmungen finden in dem seit 1834 von H. Meyer in Braunschweig herausgegebenen „Buchdrucker-Journal“ ihre Beurtheilung, und jeder Fortschritt zum Bessern, jeder nur irgend bedeutendere Versuch, zweckmässige Veränderungen anzubringen, ist durch dieses treffliche Magazin vor der Gefahr, vergessen zu werden und unbenutzt zu bleiben, hinlänglich gesichert. —

5.
Säcularfeste und Denkmale.

Von Dichtern vielfach besungen, von Geschichtschreibern laut gepriesen ist die grosse Erfindung, die in weitem Umfange Segen und Heil über die Menschenwelt verbreitet hat. Schon die beiden ältesten und wichtigsten historischen Zeugnisse, die wir theils in Trithems Annalen, theils in der Cölner Chronik lesen, sprechen über die schöne Kunst mit Hochachtung und warmen Dankgefühl gegen den Erfinder und die ersten Pfleger.

Die erste Säcularfeier 1540 begingen, soweit Nachrichten darüber vorhanden sind, ganz allein die Wittenberger Buchdrucker Hans Luft, Rhau, Seitz, Schirlenz und Kluge in aller Stille. Sie schlossen sich in der Wahl des Jahres an das Urtheil der Cölner Chronik an, in der Wahl des Johannistages an den Umstand, dass dieser Gutenberg's wie Fust's Namenstag war. —

Das zweite Jubelfest 1640 ward an verschiedenen Orten gefeiert, und würde weit allgemeinere Theilnahme gefunden haben, wenn nicht die Stürme des dreissigjährigen Krieges den Ton der Freude gedämpft und niedergehalten hätten. Von Leipzig, Wittenberg, Jena, Breslau, so wie von Strassburg, welches abweichend von jenen Städten, die den Johannistag beibehielten, an drei Dienstagen, den 18. und 25. August und den 1. September die Feier beging, melden die Berichte, dass sich die Buchdrucker mit dazu eingeladenen Gelehrten, Künstlern und andern Theilnehmern zu gottesdienstlicher Feier, zu öffentlichen Reden und Mahlzeiten versammelt hätten.

Das dritte Jubelfest 1740 ward fast von keiner bedeutenderen Stadt in Deutschland versäumt; nur wichen sie in der Wahl der Tage noch mehr ab, wenn auch im Allgemeinen der Johannistag vorherrschend war. Den 24. Juni widmete man kirchlichen Feierlichkeiten, academischen Reden und Gastmalen, hielt Umgänge in rothen und blauen Mänteln, und den zweiten Tag bestimmte man ausschliesslich anständigen Vergnügungen. —

Auch Erfurt, wie andere Städte, hat Jubelschriften darüber hinterlassen. Ein kurzer Bericht über deren Inhalt dürfte hier nicht überflüssig erscheinen. Von zweien hier vorliegenden Schriften, in denen ausdrücklich bemerkt wird, dass die dritte Säcularfeier der Buchdruckerkunst die erste in Erfurt begangene Jubelfeier der Erfindung der Typographie sey, giebt die eine Nachweisung über eine academische Feier am 27. Juni, die andere über eine kirchliche Feier in hiesiger Kaufmannskirche am 6. Juli, und es erscheinen dabei die damaligen Buchdrucker hieselbst in zwei Parteien gespalten. Jene academische Feier nämlich ist auf Ansuchen von fünf Buchdruckerherren, die andere aber in der Kaufmannskirche auf Betrieb von drei anderen veranstaltet worden *). — Zu der academischen Feier

*) Die eine Partei waren: die 5 Buchdruckerherren Johann Christoph Hering, Johann Wilhelm Ritschel, Johann Andreas Görling, Johann Christoph Beyer, Alexander Kauffmann; — der Schriftgiesser Sigismund Friedrich Adlung, — und die Buchdruckergehülfen: Leich, Froberg, Seyffert, Schmidt, Clauss, Wersebe, Schubert, Linde, Werther, Gerschner, Büchner, Beyer und der Schriftgiessergesell Grünberg, — zusammen 19 Personen. Die andere Partei bildeten: die Buchdruckerherren Johann Michael Funke, Buchhändler und Universitäts-Buchdrucker, Johann David Jungnicol und Johann Heinrich Nonne; die Buchdruckergehülfen in der Jungnicolschen Officin: Hynitzsch, Adlung, von Lahnen, Peissker, Perschke, Scheler, Gromann, Klug, Berttermann, Fuchs, Fischer, Lentz, Straube, Frenckel, Hensel; — aus der Nonneschen Officin: Niederle und Pockwitz, — zusammen 20 Personen.

hat der Rector der Universität J. D. R. Spoenla, D. theol. und Assessor der theol. Facultät etc., durch ein lateinisches Programm vom 26. Juni eingeladen. Am Tage darauf wurde um 8 Uhr der feierliche Actus im festlich geschmückten grossen Hörsale (Collegium juridicum), wohin sich der academische Senat sammt allen Universitätsmitgliedern und vielen Honoratioren, den fünf Buchdruckerherren sammt ihren Gehülfen in feierlichem Zuge von dem philosophischen Auditorio aus in demselben Gebäude (jetzigem Arbeitshause) begeben hatte, mit Musik eröffnet, nach welcher der Präsident der Kaiserlichen Academie, der Naturforscher D. Büchner, eine deutsche Festrede hielt; darauf aber wurde mit einer Cantate und einem Concert die Feier beschlossen. In derselben Woche nahm das evangelische Ministerium am Feste der Heimsuchung Mariä Gelegenheit, den Festgegenstand in Predigten erbaulich zu behandeln. — Von der kirchlichen Feier in der Kaufmannskirche, die in einer religiösen Musik und Festpredigt bestand, ist nichts Besonderes zu melden. Beide Jubelschriften enthalten vornehmlich Gedichte. — Von dem Geschmacke der Zeit in Wort und Schrift mag der in den Beilagen mitgetheilte Abdruck eines Stücks aus dem einzigen, jenen Gedächtnissschriften angefügten Kunstblatte einen kleinen Prospectus geben! Dieselbe Beilage bietet auch einen Abdruck von der Denkmünze, die man hier zum Gedächtniss des Tages prägte. —

Auch bei dem dritten Jubelfeste, wie bei den ersten beiden, hatte Harlem sich nicht geregt. Um so auffallender war es, als im Jahre 1823 nicht blos diese eine, sondern überhaupt die vorzüglichsten Städte Hollands die bisher im Dunkel gehaltene Ehre Lorenz Jaensoens (Costers) in glänzendes Licht zu stellen beab-

sichtigten, und am 10. Juli, als an dem Tage, den die zur Erörterung des Datums der Erfindung niedergesetzte Commission ausgemittelt haben wollte, und an beiden folgenden Tagen die vierte Säcularfeier der Buchdruckerkunst mit ungewöhnlichem Pompe begingen.

In Mainz war bereits zu Anfange dieses Jahrhunderts der Gedanke rege geworden, dem grossen Gutenberg ein würdiges Denkmal in den Ringmauern seiner Vaterstadt zu setzen; die schnell auf einander folgenden Kriegsunruhen aber verhinderten die Ausführung des fast überall beifällig aufgenommenen Planes. Nach vollständig wieder hergestellter Ruhe ward eine Gutenberg's-Commission niedergesetzt, die zu dem grossen Monumente Beiträge zu sammeln anfing. Im Jahre 1837 erfolgte am 14. August, unter Theilnahme einer unzähligen Volksmenge aus der Nähe und Ferne, die feierliche Enthüllung des von dem berühmten Dänen Thorwaldsen in Rom unentgeltlich gefertigten, und von dem geschickten Crozatier in Paris gegossenen imposanten Standbildes Gutenbergs. Die colossale Statue steht auf einem hohen Postament von nassauischem Marmor. Zwei Basreliefs, die Hauptpuncte der Erfindung — das Setzen und Drukken — darstellend, von Crozatier in Paris und Beyer in Frankfurt gegossen, zieren die beiden Nebenseiten des Würfels, zwei ebenfalls in Erz gegossene Inschriften von Otfried Müller in Göttingen füllen die Vorder- und Rückseite *). —

*) Die vordere Inschrift lautet:

IOANNEM GENSFLEISCH DE GUTENBERG
PATRICIUM MOGUNTINUM
AERE PER TOTAM EUROPAM COLLATO POSUERUNT CIVES.
MDCCCXXXVII.

[Johann Gensfleisch zum Gutenberg, Patricier in Mainz, errichteten von den in ganz Europa gesammelten Beiträgen die Mainzer Bürger (dies Denkmal) 1837.]

Zu der vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst hat man sich nach langem Streite für das gegenwärtige Jahr und auch für den Johannistag ziemlich allgemein vereinigt, und es steht zu erwarten, dass sie allenthalben auf eine des grossen Gegenstandes würdige Weise begangen werden wird. Viele Städte Deutschlands und des Auslandes, vor allen Leipzig, als Mittelpunct des literärischen Marktes, haben seit Jahren grosse Zurüstungen getroffen, während in anderen bei beschränkteren Mitteln der Glanz und Aufwand immerhin fehlen mag, wenn nur die gemüthliche Theilnahme nicht fehlet an einer Feier, die den Triumph des Lichts über die Finsterniss, und die Herrschaft höherer Bildung und edlerer Gesinnung der Mit- und Nachwelt verbürgen soll. —

Die Inschrift auf der Rückseite lautet:

ARTEM
QUAE GRAECOS LATUIT
LATUITQUE LATINOS
GERMANI SOLERS
EXTUDIT INGENIUM.
NUNC
QUIDQUID VETERES
SAPIUNT SAPIUNTQUE RECENTES
NON SIBI
SED POPULIS OMNIBUS
ID SAPIUNT.

[Die Kunst, die weder Griechen noch Römer kannten, hat der Forschungsgeist eines Deutschen erfunden. Nun ist Alles, was die Alten wussten und die Neuern entdecken, nicht mehr ihr alleiniges, sondern Gemeingut für alle Nationen.]



II.

Erfurt und seine Bewohner

im Jahre 1840.

(Vom Major F. W. Benicken.)

Was Erfurt war, die alte einst vielberühmte Hauptstadt einer in Deutschlands früherer Geschichte mannichfach wichtigen Landschaft; auch wie im Wechsel bedeutungsvoller Zeiten sie von der Höhe, auf die günstige Geschicke, eines leben- und kraftvollen Bürgerthums glückliche Entwickelung und der Wissenschaften und Künste sorgsame Pflege sie gehoben, unter Stürmen aus mancherlei Richtung, durch Verhängniss, wohl auch durch eigne Schuld — die stets da ist, wo der Mensch mit dem Schicksale sieglos ringt — bis zu einem sehr bescheidenen, fast der Vergessenheit anheimgefallenen Zustande herabgesunken: das Alles ist in Chroniken und Geschichten oft gesagt und überall zu lesen. Was Erfurt ist, das soll hier in kurzem Abriss vorgelegt werden: der Gegenwart zur Beherzigung, den Enkeln zur Nachricht.

Der Augenblick ist günstig. Bei dem Jubelfeste, das begehen zu können ein glückliches Geschick dem lebenden Geschlechte gestattet, ziemt es sich wohl, neben der Vergangenheit, die uns das grosse Gut gebracht, dessen alle Welt sich freut, von dem wir

zehren und das wir fördern, damit es — nicht nur alt und unversehrt, sondern neu entwickelt und zu stets steigendem Leben gekräftigt — den Nachkommen heimfalle als reiche Erbschaft von den Vätern, auch der Gegenwart zu gedenken, ihrer Zustände und Richtungen, ihrer Impulse und Hemmungen, des Geistes, der in ihr bei uns lebt, wie der Hüllen, die ihn bergen und fassen. Es ist dies eine Rechenschaft, die wir den zukünftigen Geschlechtern ablegen, damit sie — wie auch wir den Vätern es thun — das Urtheil über uns fällen können nach dem alten wandellosen Spruche: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!“

* * *

Mit der Natur, mit der treuen, festen und doch immer regsamen Pflegerin alles Lebendigen, der wahrhaft göttlichen Erdenmutter, der ächten Repräsentantin des eigentlich Stabilen, muss billig begonnen werden. Nicht wandelbar und launisch in ihrem Wesen und Thun, wie der Mensch es ist in dem seinigen, offenbart sie sich immer treu und wahr; ihre Liebe, ihre Sorge — obgleich ewig alt — bleibt allzeit neu. Was sie an Segen und Wohlthat von jeher dem Menschen gespendet, bietet sie ihm auch heute noch eben so liebreich und in eben dem vollen und reichen Maase dar, als seinen Urvätern. Wer sie anklagt, ist undankbar; aber auch dem Undankbaren gibt sie, und wo ihr Segen fehlt, da ist das immer Menschenschuld oder der Dinge verblendende Gewalt.

Mutter Natur hat ihr reiches Füllhorn über Erfurts Fluren stets treulich ausgeschüttet. Von dem

Menschenwerk ist in der Zeiten Verlauf wenig, von dem ursprünglichen Menschenstamme noch weniger geblieben; ihr Werk, ihre Art, steht allzeit unverändert da. Noch heute gilt, was vor 300 Jahren Dichter von Erfurt sangen:

„Erfurt! du liebst den lebendigen Strom! Es wälzet die Gera
„Dir mit gelblicher Well' reichliche Fluten heran.
„Dich ergötzen der stattliche Forst am steigenden Berghang,
„Wies' und Hügel und Hain, prangend in schimmerndem Grün.
„Nimmer sinkt dir verschmachtend die Saat in kärglichem Sandland,
„Dichtes Aehrengefild reift dir zur Ernte heran.
„Reben fehlen dir nicht, und dem Geist der himmlischen Traube
„Jauchzt — dem Frankenland nah — fröhlicher Bürger Gelag*)."

So sagt von Erfurts Naturreichthume der gleichzeitige Dichter Euricius Cordus, ehmals Einwohner der Stadt:

„Soll der Birn' ich gedenken, des Apfels, der Nuss, der so reichen
„Gaben des Herbsts: des Rettigs, der vielfach gedeihenden Rübe,
„Auch der Häupter des Krauts, in mächtigen Fässern geborgen,
„Oder der Menge des Weins, nicht unwerth heimischen Lobspruchs,
„Und des waidlichen Tranks, mit Kunst gebrauet aus Gerste,
„Der zu gewaltigem Sturm aufregt die muntern Colonen?**)."

Auch was derselbe Cordus, ein humoristischer Arzt, wie deren heute vielleicht unter den älteren Asklepiaden wohl Einer oder der Andere anzutreffen wäre, gleichfalls in jener Zeit seinen Collegen scherzhaft anrieth***), ist gegenwärtig noch, wenigstens für Diejenigen nicht unwahr, die — der Sitte und dem

*) Jakob Micyll, Zeitgenosse Luthers; im 3ten Buch der „Wälder", — hier aus dem Lateinischen übertragen..
**) In seiner 10ten Ekloge. desgl.: —
***) Lib I. Epigr. 24. De bona Erphordianorum valetudine d. h. von der guten Gesundheit der Erfurter.

Brauche der Vorfahren getreu, — der Mässigkeitspredigten nicht bedürfen, und den Genuss reiner Luft und gesunder Nahrung dem vorziehen, was Garküchen und Conditorladen — nebst den Extravaganzen der Venus und des Bacchus — an Ausbeute zum Nutzen für Aerzte und Apotheker im Ueberfluss darbieten.

„Sucht euch andere Heimath! — Von hier abscheidet, Ihr Aerzte!
„Nimmer beut euch die Stadt ferner noch guten Gewinn!
„Rüstig sind hier die Bürger, nicht brauchen sie unsere Gaben,
„Keinen findet Ihr hier, der sich den Magen verdirbt!
„Hier wird Alles verzehrt und verdaut, selbst Häuser und Aecker,
„Weinberg' und Gärten: ein Straufs, wahrlich, vermöchte nicht mehr!"

Wo die Natur reich ist, da ist sie auch gut, aber nicht immer schön. Und doch ist Schönheit der Natur ein Bedürfniss für das bessere Theil des Menschen, der sich nur schwer in das richtige Gleichgewicht zwischen Geist und Körper da setzen kann, wo sie blos den einen oder andern Theil ausschliesslich befriedigt. Einförmigkeit in dem, was die Natur ihm gibt, ist Tod für den geistigen Menschen; wie die Mutter ihr Kind, führt sie ihn, durch Abwechselung ihres Auftretens vor ihm und mit ihm, der rechten Thätigkeit und Tüchtigkeit zu. In dem flachen Marschlande, wo die leibliche Fülle den rein materiellen Sinnen Alles, den in den Geist hinüberragenden, dem Auge und Ohr, gar nichts darbietet, gewinnt der Körper das Uebergewicht; in der Sandsteppe, wo den Sinnen Alles nur in ärmlichster Art und Gestalt vorliegt, verfällt der Mensch dem Abstrakten; er wird Grübler oder Kunstgenussmensch, und in solcher Verlassenheit leicht Misanthrop, Hy-

pochonder, Pietist, Ascet, reimender oder kritisirender Geck — oder das Menschending, was gar nichts ist: — Titelmensch. Darum mag sich Erfurt vor vielen Städten glücklich preisen; die Natur spendet hier Reichthum und Schönheit in vollem Maase; der Bewohner findet hier Berg und Thal, Wald und Feld, Wiesen und Weinberg in reizender Abwechselung, und das Anschauen ihrer Herrlichkeit, das Gefühl in und mit ihr zu leben und zu wirken, führt seinen Sinn über den Schmuck und die Sorge der Erde gleichsam unwillkürlich auf zu dem Geiste, der über den Wassern schwebt. Indem er des Schöpfers und Erhalters — Gottes in der Natur — preisend und dankend inne wird, öffnet sein Herz sich dem Glauben an den Erlöser von der Erdennoth und Führer zum Himmelreich — Gott in der Geschichte —, und der Geist in ihm ahnet und sucht den Vollender — Gott in der Welt des Gedankens.

So leitet und weiset die Natur den Menschen zu seiner Bestimmung; wir wollen sehen, wie der Mensch hier — wo sie so Grosses ihm immer geboten hat und noch bietet, — ihrer Leitung und Lehre, ihrem Rath und Beispiel, in allen Verhältnissen seines Lebens folgt.

Es hat eine Zeit gegeben, wo Erfurt in der Pflege des Geistigen, in Wissenschaft und Kunst, einen hohen Rang behauptete, die Universität ein ächter Musensitz, eine treffliche Werkstatt für das Denken und Treiben des Geistes war. Sie hat in allen Bereichen des höheren Wissens tüchtige Männer gebildet; nur Einer davon soll hier genannt werden: der Held seiner Zeit: — Luther! Dieser Schmuck ist von ihr

genommen; der Sturm einer furchtbaren Zeit entblätterte die Krone des herrlichen Baumes, streifte seine Blüten ab und lockerte seine Wurzeln. Von dem an konnte er nimmer gedeihen, während anderswo, unter kräftigerem Schirm und günstigerem Sterne, Musenhaine emporstiegen, und der Duft und die Zier ihrer Blüten, der Glanz und Reiz ihrer Früchte, des Volkes Jugend von fern her anzogen. Dahin war die schöne Zeit, von der — im Beginn ihres Vergehens schon — der Erfurter Lehrer und Dichter, Eoban Hesse, sang:

„Wahrlich! Jüngst noch blühte die Stadt im Strahle des Wissens,
„Siegreich erringend im Geist von andern Städten den Kampfpreis,
„Ja, vor Allen — wie weit sich dehnen die Gauen von Deutschland!“

Vergeblich mühten sich treffliche Männer, denen Macht und Geist und edler Wille gegeben war, dem geistigen Sinken wie dem leiblichen Verkümmern zu wehren; mit Ehrfurcht nennt noch heute der ältere und bessere Erfurter die Namen Boyneburg, Erthal und Dalberg. Doch, wie sie auch strebten und rangen um die Erhaltung des alten, in seinen Grundfesten erschütterten Baues; ihr Werk konnte nicht dauern, denn Anderes gebot die Zeit; was der Sturm der Reformation begonnen, vollendete der Sturm der Revolution; der Kampf der Geister gab der Universität Erfurts das Siechthum, die Gewalt der Politik den Todesstoss. Aber nichts auf Erden stirbt ganz, denn der Funke des Gottesgeistes ist in Allem; aus jedem Tode ersteht neues Leben: doch neues nur, das alte nimmermehr.

So ist denn auch in Erfurt das geistige Leben, nach einer langen trüben Zeit, aufs neu erwacht. Das ist naturgemäss; wie auch die grössten Männer des Schlafes bedürfen, so legt ein civilisirtes Zeitalter sich bisweilen zur Ruhe: Schlummer lähmt die Glieder, und Träume haben freies Spiel. Aber wie Jene gestärkt wieder aufstehen zur rechten Zeit, so regt auch Dieses sich wieder zu der vom Weltgeist bestimmten Stunde mit erneuerter Kraft. Erfurt hat ein solches Zeitalter überstanden; der Druck der Fremdherrschaft, die den Geist allwärts zu tödten suchte, um desto willkürlicher über die Körper gebieten zu können, war dessen letztes Stadium. Wohl waren noch manche Augen voll Schlafs, als der Flügelschlag des vaterländischen Adlers zu neuem Leben weckte; wohl zürnten Viele des Weckers, denn ihr Schlaf war fest, ihr Traum schmeichelnd gewesen; aber nach sechs und zwanzig Jahren hat mit der Kraft des Königs die Sorge des Vaters sich bewährt; die Anstalten, die er für Erfurts Geistesleben gegründet, veredelt, neu belebt, tragen heute schon ihre Früchte, lassen noch schönere für die Zukunft hoffen. Unsere Schulen blühen, die Jugend, die in ihnen gebildet wird, regt sich freudig in einem neuen, höheren Leben. Eine Generation wächst uns zu, der nach allen Richtungen hin Geistesbildung geboten wird. Welche Bestimmung dem Einzelnen vorliege, er findet — vom höchsten bis zum niedrigsten Stande — in dem Gymnasium, in dem Seminar, in der Realschule, in den Ober- und Parochialschulen, treffliche und reichliche Mittel zur Befriedigung des geistigen Bildungstriebes. Auch der verlassenen Waise, dem Kinde des

Armen, dem selbst das leibliche Brot fehlt, dem verabsäumten und durch Beispiel verderbten Spross des wüsten Proletariers wie dem unglücklichen Taubstummen, wird in wohleingerichteten Anstalten das dargeboten, dessen es bedarf zur Entwickelung des Menschengeistes überall und immer. Dieser Segen wirkt sichtlich auf das Haus, auf die Väter und Mütter. In seiner Kinder Augen will auch der Geringste nicht zurückstehn; des Hauses Sitte regelt und sänftigt sich unwillkürlich durch die Sitte der Schule; — das sehen wir heute schon in der immer mehr und mehr verschwindenden Rohheit des Lebens der untern Klassen, in der vermehrten Regsamkeit und dem bedächtigeren Verkehren der Alten, und wir dürfen hoffen, dass — wenn die heutige Jugend alt ist — die Civilisation Gemeingut, der Gesellschaft ihr erstes stabiles Recht gewonnen, die Forderung einer freien Bewegung im Geisterreiche zum Segen der Einzelnen wie des Ganzen erfüllt sein werde. Allerdings tritt jetzt noch der Starrsinn unverbesserlicher Menschen, die aus Bosheit oder Trägheit an dem Alten, Faulen und Todten hangen, dem heilsamen Wirken der Zeit und ihrer Förderer oft sehr widerwillig entgegen; aber ihre Zahl wird täglich geringer, die mächtige Zeit geht über sie hin, beugt oder bricht den verkehrten Willen, und — wo dieser störend wird — da hilft das Gesetz zur Fügsamkeit, ob auch nicht zur Erkenntniss.

Ein erfreuliches Zeichen ist für Erfurt aufgegangen in der wachsenden Religiosität seiner Bürger. Nicht dass ein grosser Werth gelegt sein soll auf den kirchlichen Schein, der die Gotteshäuser füllt, auch nicht auf das viele Kaufen und Lesen von Bi-

beln, Gesang- und Gebetbüchern. Das Alles ist nur zu häufig „tönendes Erz und klingende Schelle;" Mancher geht zum Gotteshause aus sehr weltlicher Absicht, oder aus Gewohnheit oder Trägheit, und lieset das Gotteswort gedankenloser als die Zeitung oder das Anekdotenbuch: — des Heuchlers nicht zu gedenken, denn der hat gar keine Religion. Aber auch die, bei denen die Religion eine Frucht der Gedankenlosigkeit und bequemen Gewohnheit ist; auch die, welche sich für aufgeklärt halten und vom Aberglauben nichts wissen wollen, jedoch ihn ruhig fortbestehen lassen, aus Furcht vor seiner Macht, oder weil sie ihn gar für einen Zügel des Volkes halten, gehören nicht hieher, wo von wahrer Religiosität die Rede ist. „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen," sagt die Schrift, und die Früchte des religiösen Sinnes der Erfurter bewähren sich heute in bedeutsamen Thatsachen.

Seit Jahren schleicht ein finsterer Geist durch Deutschland; in den Landen unseres wahrhaft, religiös gesinnten Königs hat er an Orten, wo Katholiken und Protestanten zusammenwohnen, sich durch Zeichen offenbart, die auf Schlimmes deuten. Mit tiefem Unwillen, mit fast unerklärlichem Misstrauen wendet vom protestantischen Mitbürger der katholische, jener von diesem sich ab; harte Reden, bittere Schriften, böse Beispiele schüren das Feuer, das sich kaum noch glimmend unter der Asche hält, vielfach den Ausbruch droht. Es ist, als sollten — grad in dem Lande religiöser Freiheit — die schlimmen Zeiten wieder herauf beschworen werden, die vor mehr als dreihundert Jahren den Sektenhass zur Glaubenssache

und den Fanatismus zur Tugend machten. Wie steht es damit in Erfurt, wo die Bevölkerung sich gleichfalls in Katholiken und Protestanten theilt? Mögen unsere Enkel es lesen, sie, die den Glaubensstreit von heute eben so wenig begreifen werden, als wir die Kriege des 8ten Jahrhunderts um den Bilderdienst! Erfurts Haltung in dieser schon jetzt kaum erklärbaren, doch wahrlich verhängnissvollen Sache, ist Erfurts Ehre! Diesen Ruhm des Jahres 1840 wird Niemand von unsern Bürgern nehmen. Hier reicht — kein Fremdling im Glauben, wie Beschränktheit und Gedankenlosigkeit wähnen — der Katholik dem Protestanten freundlich und friedlich die Hand. Christen, evangelische Christen sind ja beide; dem Einen wie dem Andern gilt ja das Gotteswort im Evangelium, die Botschaft des gemeinsamen Herrn und Meisters, als göttliches Gesetzbuch! Was Christus, der erhabenste Führer der Menschheit auf der Bahn zur Religion und Freiheit, die den Bedürfnissen Aller zu aller Zeit und überall gnügen, in seiner Lehre vom Gewinnen des Himmelreichs verkündete, sein reines Leben, sein Märtyrertod, ist ja Vorschrift für Alle, die nach seinem Namen sich nennen! Das fühlen, das begreifen Erfurts Bewohner; zu dieser Ueberzeugung hat die gewaltige Zeit sie geführt: vom Pfaffenstürmen 1521 bis zum Leben in christlicher Liebe und Eintracht 1840. Möge dieser Ruhm ihnen bleiben; er ist würdig des Jubeljahres, das vor 400 Jahren der europäischen, der christlichen Welt, das grösste Bildungsmittel, dem Vaterlande vor 300 Jahren den festen Begründer des kaum heimisch gewordenen Stammes der erlauchten Hohenzollern

(Kurfürst Friedrich II.), vor 200 Jahren den starken Kämpfer für den Namen Brandenburgs (Kurfürst Friedrich Wilhelm), vor 100 Jahren dem Reiche Preussen seinen wahrhaft einzigen König (Friedrich II.) gab, seitdem den treuen Vater des Vaterlandes (Friedrich Wilhelm III.), den wir heute beweinen, und über dessen Verlust uns nur die Gewissheit trösten kann, dass in seinem erlauchten Nachfolger über unserer Stadt in Kraft und Liebe ein König waltet (Friedrich Wilhelm IV.), den in gleicher Art und mit gleichem Recht die Zeit ihren Schmuck, das Vaterland seinen Vater nennen wird!

Wir wenden uns zu einem nicht minder eigenthümlichen Gegenstande: zu dem Bürgerthum und Bürgersinne der Erfurter. Um beides auf den rechten Standpunkt von heute zu stellen, muss man die Geschichte befragen. Die Gründung des Bürgerthums zu Erfurt fällt in eine frühe Zeit. Erfurt, schon vor 719 von Christen bewohnt, seit 741 Prälaten-Sitz, von Karl dem Grossen zum Stapelplatz des nordischdeutschen Handels erhoben, gehört zu den Orten, die Deutschlands König, Heinrich I. (v. 918—936 n. Chr.) dadurch zu Städten machte, dass er gebot, eine Mauerbefestigung anzulegen, innerhalb welcher der neunte Mann aus dem Gaue wohnen, für sich ein Haus, den andern acht einen Zufluchtsort (wider die Slaven und Ungarn) errichten, diese für ihn das Feld bebauen (Pfahl- oder Pfalzbürger, Colonen, Schutzverwandte), in den also gesicherten Städten ein Drittheil aller Früchte bewahrt, die Versammlungen, die Gastmähler, alle Zusammenkünfte gehalten werden sollten. Der Handel zog sich, um der Sicher-

heit willen, deren er von jeher bedurfte, in die Städte; der Bürgerstand kam in Ehren: als Freier war er Würden und Lehen fähig. Die Vereinigung vieler Menschen, die Sicherheit, welche Städte dem Kunstfleisse gewährten, wurden zu Beförderungsmitteln der Civilisation. Die Municipalverfassung — wahrscheinlich in Erfurt schon von Alters her bestehend — bildete sich aus; die städtische Freiheit entwickelte sich durch der Bürger Theilnahme an der Verwaltung und den Gerichten; das Recht, Waffen zu führen, that Vieles dazu. Die Kreuzzüge beförderten durch die Ausbreitung des Handels, durch die Geldverlegenheiten der Fürsten, die gern Freiheiten verkauften, und durch die Entfernung der grossen Landherrn, vielfach den Flor der Städte, aus deren stets mehr gesicherter Mitte sich Betriebsamkeit, Aufklärung, Selbständigkeit entwickelten, um die herum sich Staaten bildeten und festigsten. Sie wurden damals schon der Kern der neuern Zeit. Bald ward es für den, der feineren Lebensgenuss suchte, zum Bedürfniss in die Städte zu ziehen; als Kaiser Heinrich V. (v. 1106—1125) in vielen Städten die niedern Handwerke von dem letzten Zeichen der Leibeigenschaft, dem Besthaupte, befreite, bildeten sich die Zünfte: — das demokratische Element. Mit dem Aufstreben dieser entstand Partheiung in den Städten, oft blutiger Streit um die Stadtregierung, zwischen ihnen und den ritterlichen oder alten Bürgergeschlechtern (Patriciern), die, von Alters her Häupter der Bürgerschaft, sich die Magistrate vorbehalten wollten. Ueberhaupt schloss damals — wie in jeder Zeit, die Neues gebären will, und was auch heut als Zeitzeichen wohl zu beach-

ten ist — Alles sich in Vereine zusammen: der Adel in der Ritterschaft, die Geistlichkeit unter dem Papste, die Gelehrten auf den hohen Schulen, die Bürger in den Städten, fromme Christen in den Brüderschaften und die aufblühenden Gewerbe in den Zünften. Als neues Element allerdings dem Kunstfleisse zuträglich, erzeugten diese in ihrem Auftreten, sowohl neben den bestehenden ältern Vereinen als gegen dieselben, mancherlei Verwirrung; was überall im Leben unerlässlich ist, wo das rechte Verhältniss des Neuen zu dem Alten sich noch nicht ausgefunden hat. An allem diesem, im Guten wie im Schlimmen, nahm Erfurt reichlich Theil; es wuchs in der allgemeinen Verwirrung, die nach dem Falle der Hohenstaufen Deutschland heimsuchte. Damals war Erfurts grösste Zeit; sie dauerte bis zu Anfange des 16. Jahrhunderts; von dem an sank die Stadt, zuerst durch eigne Schuld, durch ein Unmass von Uebermuth, später durch das Verhängniss, durch die Macht der Zeit, die Alles tödtet, was nicht zu neuem Leben mit ihr fortgeht. Aber ob auch die äussere Herrlichkeit der altberühmten Stadt unterging, so blieb doch ein geistiges Theil aus jener Zeit: der Charakter der Bürger.

In der fruchtbaren Mitte Thüringens gelegen, gross durch die Zahl ihrer Bewohner, durch Reichthum, den ein reger Verkehr, durch Luxus, den der Reichthum, und durch eine Bildung, die das Ringen um den Preis der Genüsse eben durch den Luxus hervorbringt, der überall sich hinwendet, wo ihm Befriedigung winkt: nach Aussen wie nach Innen — stand Erfurt in der ersten Reihe von Deutschlands Städten. Der Gewinn, der Lebensgenuss, die Wissen-

schaften, lockten zahlreiche Fremde herbei. Fürsten und Herren, Gelehrte, Handelsleute, weilten gern daselbst; Kaiser Rudolph von Habsburg (v. 1273 — 1291) liebte Stadt und Umgegend. Es ward zur Ehrensache, wenigstens für eine Zeitlang Bewohner von Erfurt zu sein; der heimische Bürger hielt sich für den Ersten im Reich. Und fürwahr nicht ohne Ursach; furchtbar äussern Feinden durch eine handfeste, kriegerische Jugend, trotzend auf die Rechte und Freiheiten der Stadt, stolz auf den Reichthum, der sich täglich mehrte, auf Bildung, wo sie möglich, auf biedere Sitte, die allgemein war, selbst auf den Ueberfluss, den Natur und Kunst ihm boten, fühlte der freie Bürger von Erfurt sich fest auf eignen Füssen, und dies Gefühl der Selbständigkeit gab ihm ein Gewicht über Alles, was er um sich sah. Was ihm fehlte, war die seltne Kunst der Selbstbeschränkung; an diesem Mangel scheiterte er, sobald die Saat herangewachsen war, die ein bei weitem nicht genug anerkannter Meister und Kenner seiner Zeit, Markgraf Heinrich von Meissen, der lebensfrohe, verständige und reiche Besitzer der Wartburg, überall in seinem geliebten Thüringen ausgestreut hatte. Er gab Leipzig Freiheiten, die den Handel dorthin zogen, unter ihm wurden die thüringischen Bergwerke sehr ergiebig; er verstand es, das Geschlecht zu geistigem und leiblichem Aufschwung anzuregen. Dess aber lachten die üppigen Erfurter; stolz auf ihre segensreiche Alterthümlichkeit, auf den festen Besitz, spotteten sie des Neuen, das sich in anderer Art als sie bewegte, durch Mittel sie überflügeln wollte, die nicht von den Altvordern geheiligt waren. Selbst da noch, als mit

dem gewerblich Neuen auch ein politisches Neues auftrat, die deutsche Fürstenmacht der deutschen Bürgermacht den Vortritt abgewann, beharrte sie in ihrem alten Trotze. Folge davon war Fehde mit allen Fürsten ringsum; Erfolge, die ihre Kraft und ihr Geld gewannen, bestärkten sie nur noch in ihrem Wahn, und der Wurm, der an ihrem Leben nagte, blieb ihnen lange verborgen, weil er tief im Innern ihrer Stadt lag, nicht ausserhalb, wo sie ihn suchten. Als sie ihn endlich fanden, war es nicht mehr Zeit zu retten, geschweige denn das Versäumte nachzuholen und das Verlorne wieder zu gewinnen.

Der lang dauernde Streit mit dem Erzstifte Mainz und dem kurfürstlich sächsischen Haus um landesherrliche Rechte, wurde zwar zu Gunsten Erfurts durch den Ammerbacher Vertrag (1483) geschlichtet; aber theils der Aufwand während desselben, theils die Nothwendigkeit, das mehr scheinbar als wirklich hergestellte Friedensverhältniss fortdauernd durch Opfer aufrecht zu erhalten, hatte die Finanzen der Stadt, deren Verwaltung wohl schon längst nicht mehr die beste gewesen, dergestalt geschwächt, dass da, wo man sonst nur des Ueberflusses gewohnt war, ein Nothstand eintrat. Neue Auflagen wurden nöthig, durch diese die Bürger, besonders die gewerbtreibenden Klassen, misstrauisch gegen den Rath und aufmerksam auf die Schwächen und Fehler der Verwaltung. Fremder Einfluss schürte das Feuer, und während das Licht der Wissenschaften in Folge der rasch aufstrebenden Erfindung der Buchdruckerkunst, der Eroberung Constantinopels durch die Osmanen und der wachsenden Neigung des jungen, seit der

Aufhebung des Faustrechts unbeschäftigten Adels für die edleren, geistigen Studien, stets heller aufleuchtete, umzog ein verhängnissvolles Dunkel den Horizont des Bürgerthums. Seit dem ewigen Landfrieden Kaiser Maximilians (1495) schien es überhaupt in Deutschland, als wenn der demokratische Geist der Städter seinen Ableiter nach Aussen verloren habe, und nun im eignen Fleische wüthen müsse. So brach auch in Erfurt (1509) der langgehegte Zwist zwischen der Bürgerschaft und dem Rath in lichte Flammen aus; — das sogenannte tolle Jahr, eine Aufruhrsepoche schlimmster Art, gab das Zeichen, war der Anfang bis dahin unerhörter innerer Zerwürfnisse. In der Sache mochte wohl das Recht auf Seiten der Bürger sein; sie wollten nur das, was vom grauen Alterthume her, das Volk gegen seine Obern jederzeit ansprach: „Gleichheit der Rechte und Lasten, und Befreiung von allem unnöthigen Zwange der Geister, der Gewissen und der Thätigkeit." Aber die Art, in der sie ihre Sache durchführten, gab — wie immer — das traurigste Zeugniss von der Rohheit und dem Fanatismus der gedankenlosen- und willenlosen Menge. Nach den empörendsten Gräueln ward der Streit vertragen, für die Bürger wenig gewonnen; der Stadt, ihrem Ruf, ihrem Wohlstand aber war eine unheilbare Wunde geschlagen. Von dem an sank Erfurts Bürgerthum; der Eintritt der Reformation brachte eine neue Epoche städtischer Unruhen; der Bauernkrieg gab Dingen Sprache, die heute vielfältig als Produkte des Genius der neuern erleuchteten Zeit gelten, erregte Forderungen, deren theilweise Gewährung in neuester Zeit als Wohlthaten

der Gegenwart verkündet werden. Was 1525 die Erfurter Bürger, denen damals schon von ihrer alten Herrlichkeit wenig geblieben war ausser dem freien, festen, unvertilgbaren Bürgersinne, von ihrem Rathe forderten *), stimmt fast wunderbar mit dem zusammen, was unsere gegenwärtige Städteordnung zum Theil gewährt, zum Theil für die Folge, dem Grundsatze fortschreitender Entwickelung gemäss, in Aussicht stellt; man darf den Wortführern der Erfurter zu jener Zeit, neben dem altbürgerlichen Charakter, wie in dem Antheile der Stadt an den Ereignissen eines halben Jahrtausends er sich bekundet, einen tüchtigen Rechtssinn und eine klare Einsicht von den Bedürfnissen der Stadt nicht absprechen. Andererseits sind die Gutachten Dr. Luthers, dem in seinen Nöthen der Rath die Forderungen zur Entscheidung einsandte, für jeden Artikel so treffend gestellt, dass man den Scharfsinn des Reformators und seine richtige Beurtheilung der damaligen Verhältnisse, wie der Folgen des geringsten Ueberschreitens der Linie des Rechts und der Billigkeit, nicht genug bewundern kann. Diese und ähnliche, im nächsten Verlaufe jener Zeit oft wiederholten Schritte der Erfurter, mögen damals überraschend genug gewesen sein; den ganzen Umfang ihrer Bedeutung erkennt man heut erst, und die Frage: „wo und wie würden jetzt die städtischen Verhältnisse stehen, sobald jene Versuche vollen Erfolg gehabt hätten?“ — ist von grossem Interesse, besonders wenn, trotz alles Wandels der Dinge und Menschen im Lauf einer verhängnissvollen

*) Siehe Beilage A.

Zeit, aus dem Charakter der heutigen Erfurter noch manche Spur des Sinnes auftaucht, der so früh schon gewollt, was späteren Zeiten aufbewahrt war, und dennoch — ein Zeichen der Kluft zwischen dem Wollen und dem Können — durch Zurückbleiben hinter den Forderungen der jedesmaligen Gegenwart die Stadt von Stufe zu Stufe tiefer herab, und endlich zu dem völligen Verfalle gebracht hat, aus dem sie jetzt erst wieder emporzusteigen beginnt.

Seit eine tüchtige Schule die Jugend, eine schwere Zeit die Alten der Stadt in die Lehre nimmt, der Einfluss theils ansässig gewordener, theils beamteter Fremder sich nicht abweisen lässt, und der Weltverkehr das Isoliren im Einzelnen schwierig, im Allgemeinen unmöglich macht, ist allerdings — wie alle Welt — auch der Erfurter ein Anderer geworden. Doch ist seinem Charakter, seinem Sinne, seinen Lebens-, Arbeits- und Umgangsgewohnheiten sehr Vieles geblieben, was an das Denken und Dichten, Thun und Treiben seiner Väter lebhaft erinnert. „Brav und bieder" — sagt die Geschichte — „sei der Erfurter gewesen;" er ist es noch, aber, wie in alter Zeit, gilt auch heute bei Manchem Rohheit und Rauhheit für Bravheit und Biederkeit. Starr und streng hielt der Erfurter des Mittelalters an den Sitten und Gewohnten der Vorfahren; auch der Erfurter der Jetztzeit wehrt sich mitunter so hartnäckig gegen den Vorschritt vom Alten zum Neuen, vom Todten zum Lebendigen, dass die Zeit dem Stillstehenden über den Kopf weg, und er lieber zu Grunde als mitgeht. Den alten Erfurter zeigt uns die Geschichte als seiner Obrigkeit gehorsam, zugethan und in Allem da mit

ihr haltend auf Leben und Tod, wo ihm offen vorlag, was sie anstrebte und anordnete, und er klar einsah, dass sie mit ihm und seinem Rechte sei; dagegen misstrauend aller Obergewalt, die nicht grade zu Werke ging, ihr Thun in zweideutiges Dunkel hüllte, und seine Frage nach Gründen vornehm abwiess; wobei er überdiess häufig in der Form fehlte und sein gutes Recht durch Gewaltschritte verdarb. Auch dieser Zug ist noch in dem Erfurter zu finden. Einer strengen, aber grad auf das Ziel der städtischen Wohlfahrt zuschreitenden Obrigkeit, die ihn als Mann von Einsicht und gutem Bürgersinne behandelt, gehorcht er willig; aber vom Heimlichthun und von der rathhäuslichen Vornehmheit ist er, gleich seinen Vätern, kein Freund; er gibt Vertrauen, doch er fordert es auch; das Tragen auf beiden Achseln, das Schwanken zwischen streitenden Interessen, das Waschen ohne Nassmachen, das grundsatzlose Treiben der Afterhumanität, die Keinem wehe thun, es Allen recht machen will, und weder den Freund zu halten noch dem Feinde Trotz zu bieten versteht, ist ihm überall, da aber vorzugsweise zuwider, wo er sein gutes Recht, seinen Schutz und Schirm, die ernste Wahrung seinerei gnen wie der Interessen seiner Mitbürgern sucht. Ob diese städtische Einseitigkeit in einer Zeit der Universalität ihm Vortheil oder Nachtheil bringe, kümmert ihn wenig. Erfurt, den Bürger, sich und sein Haus allein im Auge, will und mag er den Kreis seiner Einsichten und Begehrungen nicht bis dahin erweitern, wo es klar werden dürfte, was und ob dies zum Ganzen passt. Die Tradition hat ihm überliefert, dass Erfurt, die Heimathstadt, einst sich selbst ge-

nug, dem Bewohner Alles in Allem war; das gnügt ihm, dabei will er bleiben. Hier steckt ihm das Bürgerthum des Mittelalters noch tief in den Gliedern, und da ihm nicht leicht zu beweisen ist, dass er — obwohl auf dem Boden des Rechts stehend — doch gegen den Geist der Gegenwart mit seiner Schroffheit opponire, so wird, wie sehr auch die Zeit auf Milderung und Sänftigung hinarbeite, dieser Charakterzug vor der Hand noch nicht ganz zu modernisiren sein.

Dem eingebornen Mitbürger als solchem zugethan, dem Fremden freundlich wenn er Vortheil bringt, widerwärtig wenn er in Concurrenz mit ihm tritt, selten beleidigend, empfangene Beleidigungen augenblicklich rächend wo es sein muss, gern vergebend wo es sein kann, hohen Werth auf die Vorzüge seiner Stadt legend, ungern einer andern den Vorrang zugestehend, mildthätig der unverschuldeten Armuth, dem hilflosen Alter, widerwillig dem frechen Bettler, keine Gefahr, kein Opfer scheuend, wo es Rettung aus dräuender Noth gilt, keck im Wort und rasch zur That: so zeichnet die Geschichte uns den Erfurter; — so ist er im Allgemeinen heute noch. Eben so hat bei ihm — neben einer Heimathsliebe, die an den Schweizer und Tyroler mahnt, — die alte Wanderlust sich erhalten, die Liebe zur freien Natur, zur Jagd, zu den Arbeiten des Landbaues und der Gärtnerei, überhaupt zu Gewerben und Beschäftigungen, die körperlichen Kraftaufwand und freie Bewegung eher heischen als Beharrlichkeit und sogenanntes Sitzfleisch. Arbeitsam wenn der Bedarf es bedingt, ist vorzugsweise die Dauer, nicht also die Grösse der Anstrengung, ihm noch heute, wo das Leben, die Stadt

wie der Staat bei weitem mehr fordern als in früherer Zeit, eben so zuwider, als dies von jeher seinen Altvordern gewesen. Auf der Scheide zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands heimisch, wandten sich die alten Erfurter mehr Diesem zu, wo damals die Bildung, der Fortschritt, das Bürgerthum lag, nahmen in Sprache und Sitte, in Arbeit und Erholung die Weise des Südens an, und befanden sich wohl dabei. Heute, wo der Norden sein Recht geltend gemacht hat, von dem norddeutschen Staate, dem Erfurt angehört, Maas und Muster, Gebot und Geheiss ausgeht, wird es dem Erfurter schwer, von der alten, leichten und liebgewonnenen Südlandsart zu lassen und die norddeutsche Emsigkeit und Beharrlichkeit in dem sich anzueignen, was das Leben vom Menschen, die Stadt vom Bürger, der Staat vom Unterthan verlangt. Und doch sind sorgsame Benutzung der Zeit, Aufwenden aller Körper- und Geisteskräfte, verständiges Anordnen, genaues Berechnen und tüchtiges Ausdauern des Bürgers sicherste Wohlstandshebel. Die Erscheinung, dass so Viele gegenwärtig von der früheren mühsamern Handthierung zu leichtern Gewerben sich wenden, aus Handwerkern Commissionaire, Viktualienhändler, Schenkwirthe etc. werden, ist ein Belag zu obiger Angabe, aber kein gutes Zeichen für Erfurts bürgerliche Zukunft: ein schwacher Anker für Versinkende, ein lecker Kahn, der nicht weit trägt und den Fährmann dem Versinken Preis gibt. Auch heute noch — wie zu der Väter Zeit — hat das Handwerk einen goldnen Boden, nur muss man nicht das Gold auf der Oberfläche suchen. Hier ist unter den Erfurtern

ein grosser Wandel vorgegangen; schwerlich hätte ein Bürger der alten Zeit Meistertitel und Meisterrecht um den Herrnnamen und den Preis der Bequemlichkeit hingegeben!

Nicht mit Unrecht beschuldigt man den Erfurter Bürger eines verderblichen Hanges zum Luxus. Fragen wir die Geschichte, so findet sich dieser Hang in seinen Richtungen auf den Hausstand, den Lebensgenuss und die Kleidung, zu allen Zeiten in Erfurt heimisch; nur mit dem Unterschiede, dass früher, in Erfurts Glanzzeit, solcher Luxus nur von dem Ueberflusse der Reichen und Vornehmen, bis zu den wohlhabenden Handwerkern hinab bestritten wurde, auf Gegenstände von nachhaltigem Werthe sich beschränkte, die den Nachkommen als Erbstücke blieben, und selbst in seiner grössten Ausdehnung dem Gemeinwohl eher förderlich als verderblich war; während heut ein luxuriöser Aufwand von den höheren Bürgerklassen — mit geringen Ausnahmen — gar nicht, von wirklich Reichen und Wohlhabenden wenig, desto ärger aber, und zwar in einer fast ausschliesslichen Richtung auf Flitter aller Art, von Gewerbtreibenden, Handwerkern, überhaupt von denen, die unter der Last der Zeit am meisten leiden, in einer Weise getrieben wird, die nicht — wie bei den Altvordern — auf ein Prunken mit reichen Mitteln eines soliden, ergiebigen Bürgerthums, sondern auf einen frivolen Hang zur Nachahmung der Aeusserlichkeiten höherer Stände, kurz auf ein leichtsinniges Verlassen des festen bürgerlichen Standpunktes zu Gunsten eines leeren, nichtigen Scheines deutet, der mehr wie irgendwo dem Stande verderblich werden

muss, dessen Heil, Kraft und Würde nur Resultate strenger Sparsamkeit, reiner Lust am Haus und Geschäfte, wahrer Einfachheit im Leben und reicher Mannichfaltigkeit in Uebung der Kräfte innerhalb des Berufskreises sein können. Diese Wahrheit, deren Zeugniss heute überall vorliegt wo man dessen bedarf, führt gleichsam von selbst auf das gesellige Leben in Erfurt.

Die Gesellschaft in Erfurt theilt sich — naturgemäss wie herkömmlich — in zwei Hauptmassen: in Bürger und Fremde. Was zu Jenen gehört, ergibt selbstredend der Name; Diese bestehen aus den Civilbeamten, mit Ausnahme der städtischen, aus den aktiven Militairpersonen und aus den Pensionirten des Civils und Militairs, in sofern diese sich nicht etwa ansässig gemacht haben. Die Kerne, die tonangebenden Kreise dieser Massen, halten sich selbständig, in sich geschlossen: je nach den Principien ihrer Stellungen und den Elementen ihrer Bewegung. Bei den Bürgern waltet das demokratische, bei den Fremden das aristokratische Princip vor; jenes äussert sich, nach dem Maase der Bildung, der Gesittung und des Bürgerranges, in der Urbanität der Rede und Sitte, oder in deren Ungebundenheit. Demnach scheiden sich auch in geselliger Hinsicht die Bürger wieder, und jede Klasse geht ihren eignen Weg; obgleich im Princip einig, begehrt und bedingt die verschiedenartige Handhabung desselben eine Menge von Eigenthümlichkeiten, die ihr Recht so lange behaupten, als sie bestehen, und eine totale Mischung der Bürgergesellschaft selbst dann noch abweisen würden, wenn die Organisation des

Staats auch alle politischen Unterschiede aufhöbe. Doch ist nicht zu verkennen, dass das Wirken der steigenden Civilisation einen segenreichen Einfluss auf das Vereinfachen und Mindern der geselligen Schranken äussert, die heute noch den Bürger von seinem Mitbürger trennen. Das Streben der untern Klassen nach der Gesittung der oberen, der jetzt schon allgemein bürgerliche Grundsatz: überall Anstand und gute Sitte in den Vordergrund zu stellen, wird immer sichtbarer. Auch der Arme, der Geringe will überall reputirlich erscheinen; er fürchtet nichts so sehr als die Schmach, dem Pöbel beigesellt zu werden. An diesem — dem nicht auszurottenden Uebel der civilisirten Welt, das, eben weil die Bessern sich immer mehr von ihm absondern, mit der Civilisation wächst und bedeutsamer hervortritt als früher, wo die Gränzen der Gesellschaftsklassen sich oft so vermischten, dass der Unterschied zwischen Volk und Pöbel nicht herauszukennen war — fehlt es auch in Erfurt heute so wenig als vormals. Er ist ein Staatselement; Völker im Naturstande kennen ihn nicht; der Staat macht und duldet ihn, weil er die eigne Schöpfung nicht vertilgen kann, und selbst die Civilisation mit allen geistlichen, geistigen und materiellen Hebeln vermag nichts über ihn; denn für Jeden, den sie ihm entführt und dem Volk einreiht, findet er Ersatz an einem der Versunkenen, die alle Stände haben, ausstossen und ihm in die Arme liefern. Der wahre Pöbel lebt nicht blos aus der Hand in den Mund, das müssen viele Arme im Volk auch; sein Dasein aber ist das Leben des Thiers, das charakterisirt ihn; Glauben, Wissen, Gedanken, Gesinnung

hat er nicht; der Instinkt des Thiers ist reiner und der Vernunft näher als der seinige. Dass Erfurt von jeher wenig wirklichen Pöbel hatte, und noch heute dessen nicht im Unverhältniss zu den, ob auch armen, doch menschlich nützlichen und ehrenwerthen Volksklassen hat, ist offenbar eine Folge der überall heilsamen Verbindung des Land- und Gartenbaues mit den städtischen Gewerben. Die grossen Städte, deren Verkehr sich auf Fabriken und Handel beschränkt, sind die wahren Brutstätten des Pöbels; je regsamer dort das Geschäftsleben, desto zahlreicher und schlimmer ist die Brut; das einzig wirksame Veredlungsmittel derselben: die Erziehung und Beschäftigung mit und in der Natur, fehlt dort ganz, und ohne dasselbe sind alle Missionen und Bekehrungsversuche fruchtlos. Denn bevor nicht das Siegel des Menschthums dem Akolythen aufgedrückt ist, predigen Lehrer und Bekehrer tauben Ohren. Jenes Siegel aber führt allein die Natur. Darum mögen die Erfurter von 1840 sich Glück wünschen, dass ihre gute Stadt dem beliebten Industrialismus, dem goldnen Kalb unserer Zeit, noch nicht so ganz anheim gefallen ist, als es wohl hie und da, aus vollwichtigen Gründen, ersehnt wird. Hierin den bedächtigern Vätern nachtreten, ihre schöne Flur, ihr Gartenparadies festhalten, ihren armen Mitbürgern Arbeit in Gottes freier Natur und Theil an ihren Gaben verstatten nach dem Gebote des Evangeliums der Schrift wie des Herzens: — das wird allzeit ihre Ehre sein und zur Verminderung des Pöbels der Stadt mehr wirken als Arbeitshäuser und Mässigkeitsvereine, sammt allem Prunk pietischer Kunstausstellungen.

Mit dem über dem eigentlichen Volkshaufen stehenden Theile der Einwohnerklasse, die oben unter dem Namen „Fremde“ aufgeführt ist, und der Individualität nach mehr oder minder aristokratisch sich bewegt, kommt in geselliger Hinsicht nur der höhere Bürgerstand in Berührung. Bringt der Fremde irgend ein geselliges Talent, einen Ruf, irgend etwas Sociales mit, das den Sinn der gebildeten Bürgerklasse anspricht; weiss er die städtischen Gewohnheiten, die Lebenspointen der heimischen Gesellschaft aufzufassen und mit Urbanität in Anwendung zu bringen, gefallen ihm Stadt, Umgegend, kurz, die Celebritäten Erfurts: — so darf er auf einen freundlichen Empfang, später auf Anhänglichkeit, und, steht er zu hoch für die Skala der Gleichheit, auf ernstlich gemeinte Verehrung rechnen. Tritt er aber in dem Wahn auf, als sei der Stadt durch seine Erscheinung grosses Heil widerfahren, glaubt er sich zum Angeben des Tons berufen, den er anderswo einstudirt, will er Aeusserlichkeiten geltend machen, die vielleicht hie und da noch als gesellige Heilsmittel und Herrlichkeiten verehrt werden, aus denen aber der gesunde und vielfältig geprüfte Sinn der bessern Erfurter gar nichts macht, die sie vielmehr zu andern Antiquitäten in die Plunderkammer der Zeit werfen: dann freilich erwacht bei ihnen leicht das Erbe ihrer Väter — das Misstrauen gegen alles Hohle, Falsche und Unklare — und was der Fremde mit Einem Schritte versehen, macht er mit tausend entgegengesetzten nicht wieder gut. Ja der Bürger, den er zu imponiren geglaubt aber nur abgestossen hat, verleugnet allzu oft den ächt deutschen, bürgerlichen

Rechtsinn, und bürdet die leichte Verschuldung des Einzelnen als schwere Sünde dem Ganzen auf. Kann z. B. wohl der Adel als Stand — Er, der im Allgemeinen seine Stellung in der Zeit klar genug erkennt, und gewiss seine Nobilität nicht strenger festhält, als der Bürger sein Bürgerthum, — dafür, dass möglicherweise irgend ein Don Ranudo oder eine Donna Mencia die Gesellschaft des Bürgers mit dem blossen Gegenwärtigsein da hoch genug zu ehren glaubt, wo dieser fröhliche, lebendige Theilnehmer billig erwarten konnte, oder wenn irgend ein kaum Geadelter von vorn herein, nicht etwa nur von Karl dem Grossen, sondern gleich von Alexander dem Grossen oder gar von dem Gründer Roms seinen Stammbaum ableitet, dem Beispiele der Herzoge von Montmorency und Levis lieber folgt, als dem gesunden Menschenverstande, und sich damit so lästig als lächerlich macht? Soll der höhere Beamtenstand, der wahrlich nicht die leichteste Last im Staate trägt, und nur dasselbe Princip der Ehre sein nennt was der Bürger als Palladium seines Standes betrachtet, die Schuld davon büssen, wenn etwa irgend eines seiner Mitglieder, dem das Geschick eine bedeutende Stellung gab, sich in Wort oder That so bewegen und darstellen würde, als sei Es allein der Atlas, der das Gemeinwohl trage, der Souverain seines Bereichs und dieser — sammt Menschen und Dingen — seine Domaine? Rechnet doch gewiss Adel oder Beamtenstand dem Bürgerthume nicht zu, was der Einzelne allenfalls verfehlen oder übertreiben möchte! — Aber wenn auch momentan — vielleicht grade jetzt als Zeichen des geheimnissvollen Jahres ....40 — die alt-erfurtische, in der Vorzeit oft schwer-

gebüsste Uebereilung, das Kind mit dem Bade zu verschütten, einmal aufleuchten möchten, so muss um der Gerechtigkeit willen gesagt werden, dass die Schuld daran gewiss nicht allzeit den Bürgern anheimfalle. Vielfach ist von ihrer Seite der Versuch gemacht worden, die gesitteten und gebildeten Einwohnerklassen zu vereinen, dadurch Leben und Mannichfaltigkeit in die Gesellschaft zu bringen, und dem Geiste, dem Talente, dem Humor, unter dem Vorsitz urbaner Sitte, sein geselliges Recht zu vindiziren. Ist ihnen dies auch nicht vollständig gelungen, sträuben sich auch immer noch fremdartige Elemente gegen den heimischen Geist, so ist es doch fürwahr ein freudiges Zeichen des Vorschreitens zum Ziele, dass die Mehrzahl der geistreichen und gebildeten Fremden sich mehr und mehr dem höheren Bürgerstande gesellig anschliesst, und, Leben suchend wo Leben ist, die freien Gesellschaftskreise täglich mehr füllt, — während die an sich schon einsame Erhabenheit der Exclusiven und Exquisiten stets einsamer wird. Somit dürfte für das gesellige Leben zu Erfurt von dem gegenwärtigen Standpunkt aus Erfreuliches zu hoffen sein, wenn es allein auf die Menschen ankäme. Aber die Dinge sprechen ein gewichtiges Wort mit, und das ändert Vieles.

Es ist gegenwärtig eine wunderliche Zeit in Deutschland. Das lebende Geschlecht ist seit Jahren angepredigt worden von Kanzeln und Kathedern; überall, wo nur ein Lehrstuhl anzubringen gewesen, hat sich flugs ein Docent darauf gestellt, und Langes und Breites geredet von Religion und Politik, vom Geist der Kirche, der allerwärts gefunden sein soll,

wo er nicht ist, und vom Geiste der Zeit, den man nicht finden kann, obgleich er überall ist. Deutschland hat geduldig zugehört, mit ganzem und mit halbem Ohr, aber nur wenig mit nach Hause gebracht, theils weil in den Predigten selbst nicht viel war, theils auch weil ihm der gesunde Menschenverstand sagte, dass in diesen, wie wohl in allen Dingen, mit Reden überhaupt nicht viel, desto mehr aber mit Handeln gethan sei, man auch, um das Rechte aus der Rede zu finden, nothwendig die Gegenrede hören solle. Es fühlte sich durch, dass man zu Anderem greifen müsse, um dem Leben Befriedigung zu geben, und in Süddeutschland, wo man über das Leben ohnehin leichter ins Klare kommt als anderswo, fiel die Gesellschaft auf den Gedanken, den wechselseitigen Unterricht einzuführen, aus blossem Zuhörer Mitsprecher zu werden, und in der Geselligkeit den Vereinigungspunkt für das zu suchen, worauf es allwärts ankommt: für das Fortschreiten im Geist und in der Wahrheit. Seitdem begann von den Thälern des Rheines und Mains bis zum Bodensee und der Donau ein wundersam reges geselliges Leben. Aus allen Ständen und Klassen findet man sich zusammen; Niemand fragt nach dem Woher und Wohin, nach Stand und Würden. Wer Geist mitbringt, Scharfsinn, Humor, ist überall willkommen, sei er wer er sei. Vorgestellt wird Keiner; Jeder präsentirt und repräsentirt sich selbst. Keiner wird ausgeschlossen; wer nicht hin passt, wem es nicht ansteht, der geht von selbst, und Niemand fragt ihn: warum oder wesshalb? Es gibt nicht geschriebene Gesetze noch Statuten, auch keine gewählte Vorsteher; denn als Ge-

setz reicht die Landes- und Gesellschaftssitte überall aus, die Statuten stehen im Kopf und Herzen jedes Verständigen, und der beste Sprecher, der hellste Geist, macht sich selbst zum Ersten unter den Gleichen, und findet keinen Widerspruch. „Aber die Ungesitteten und Unverständigen?“ — fragt die norddeutsche Aengstlichkeit. Je nun, die kommen einmal und nicht wieder; sie fühlen sich dort nicht behaglich; man gibt es ihnen höflich unter den Fuss, dass sie nicht dahin gehören, und sie gehen, und Keiner denkt weiter daran, dass sie dagewesen. „Wer aber arrangirt die Feste?“ — Ein gefälliger Wirth, der für eine gute Gesellschaft überall zu haben ist; joviale Mitglieder, die nie sich zurückziehen, wenn es darauf ankommt sich gemeinsam zu freuen, nicht blos darauf, dass es heisse: „die oder die Gesellschaft mit hohem oder langem Namen hat die Ehre gehabt, ein Fest zu feiern.“ Und wie frei und fröhlich strömt überall Rede und Gegenrede, wie leicht und gefällig bewegt sich Alles, gelöst von den Fesseln des Standes, Amtes, Dienstes und der tausend Vor-, Rück- und Nachsichten, die das Gesellschaftsleben zum Kampfe feindlicher Brüder oder zum Refektorium eines Trappistenklosters machen!

Im tiefem Norddeutschlande, wo die Liebhaberei an Nebelgebilden den hellen Tag häufig für eine leere, die Illusion störende Coulisse der Lebensbühne hält, und nach dieser Ansicht auch die Geselligkeit einrichten will, weiss man wenig von jener Herrlichkeit. Weder die hohen noch die reichen Badereisenden erzählen davon, aus Furcht, man möchte daheim auf gleiche Sprünge kommen, und die alte gute

Casino- und Tabagieordnung umwerfen, die Jedem zwar seinen Kanaster oder Landtabak, seinen Grog, sein Bier, oder — nach neuester für mancherlei heilsamen Mode — sein Brunnenwasser erlaubt, aber auf Rang und Stand, auf Vor- und Hintersitz gebührend hält, und sich trefflichst bestellt achtet, wenn die spielende und nicht spielende Gesellschaft sich ehrerbietig schweigend amüsirt, und vor Allem die Dehors, d. h. die Scheinherrlichkeiten, allseitig geschont sind.

Mit den Erfurtern ist das anders. Sie wissen schon aus alter Zeit, dass — und was für Leute hinter den Bergen wohnen. Ihr Sinn, ihre Sitte, ihre Sprache selbst zieht sie nach des deutschen Südens Lebensweise; aber die Dinge treten dazwischen. „Die Dinge?" — fragt man. Ja wohl die Dinge! Die Menschen nicht; die würden es machen, wie es in Süddeutschland auch geht: die Einen würden fröhlich mitleben, und das wären die Geistreichen; die Andern würden wegbleiben, und das wären die Geistlosen. Der Menschen Widerstand ist allemal zu überwinden, aber die Gewalt der Dinge: — kurz, es geht nicht! Das Fragen nach dem Warum ist 1840 sehr überflüssig; zu gelegener Zeit wird die Antwort wohl von selbst kommen. Weil aber in Erfurt ziemlich klar begriffen ist, dass es daheim auf süddeutsche Art mit dem geselligen Leben nicht geht, so hat der naturgemässe Hang zur Geselligkeit ein Auskunftsmittel gefunden, das allerdings Gesellschaften die Fülle zusammenbringt, das eigentliche, ächte, gesellige Leben aber auf Null reducirt.

Vor mehr als funfzig Jahren, zur Zeit der ersten Bewegungen in Frankreich, deren Entwicklung die

Gestalt Europas in fast jeder denkbaren Hinsicht veränderte, und wie den Dingen eine seit der Reformation ungekannte Gewalt, den Menschen eine damals ungeahnete Richtung gab, trat der höhere Bürgerstand Erfurts in eine Gesellschaft zusammen, die heute noch unter dem Namen der Ressource besteht. Die süddeutschen Impulse, die — von Mainz ausgehend — auf Erfurts bürgerliche und gesellige Zustände fast ausschliesslich wirkten, gaben diesem Verein einen socialen Werth, der für die Entfaltung und Gestaltung eines freien, fröhlichen Bürgerlebens, für den Austausch der grade damals so reichlich zuströmenden Ideen, bald auch für das nothwendig werdende Ertragen manches Drucks der Zeit von heilsamem Einfluss war. Jeder anständige Fremde fand Zutritt, freundliche Aufnahme; jeder Geistreiche und Gesellige schloss sich an; wenn das Vornehmthun auch nicht galt, so war doch das Vornehmsein kein Hinderniss; mit dem Reize der geistigen und materiellen Mischung verband in dieser Gesellschaft sich der Vortheil der Geschlossenheit; die Einen waren genöthigt sich zu fördern, die Andern sich zu beschränken; aus der rechten Mitte konnte Keiner heraus, innerhalb ihres Gebietes aber frei sich bewegen. Da kam eine schwere Zeit über Erfurt: eine Zeit in zwei Abschnitten ($18\frac{03}{06}$ und $18\frac{07}{14}$), jeder mit einem eignen Extreme, beide dem geselligen Leben nicht erfreulich noch vortheilhaft. In dem einen wie in dem andern Abschnitte jener Epoche ward die Ressource-Gesellschaft zum Zufluchtsort des besseren Bürgersinnes, der sich erst gedrückt, dann verdächtigt fühlte; wenn die eingebornen Mitglieder

in beiden sich enger und inniger an einander schlossen, so war das eben so naturgemäss als nützlich, und nur durch solches Festhalten konnten sie und mit ihnen ihr Verein, unter den vielen Irrungen und Stürmen, die damals alles Leben, auch das gesellige, störten und ergriffen, die schlimme Zeit überdauern.

Der Tag der Befreiung Erfurts erschien. Die alten, unwillkommenen Fremden schieden, wenig bedauert von den Bürgern; die neuen zogen ein, und wurden herzlich empfangen. Gern schlossen diese, wess Standes und Ranges sie waren, dem geselligen Vereine der Bürger sich an, und fühlten sich wohl dabei. Es war damals eine Zeit der Hinneigung aller Stände zu einander; das gemeinsame Ziel war erreicht, die gemeinsame Hoffnung erfüllt, die Kluft geschlossen, die einst den Bürger vom Soldaten und Beamten trennte. Alle hatten gewirkt, gefochten, geblutet: das gab ihnen das Recht der Gleichheit. Der gesellige Kreis wurde offner, das Wort freier, die Mittheilung vertraulicher; auch der Humor, — Alt-Erfurts Erbtheil von den jovialen Vätern — lebte wieder auf, und fand Anklang; hier, in des gemeinsamen Vaterlandes Mitte, schien der freie, von den Stürmen der Zeit vertriebene Geist der Geselligkeit wieder eingekehrt zu sein. Doch nicht lange, da trat das den Erfurtern stets fremde Element norddeutscher Zurückhaltung, Ernsthaftigkeit und Ranglust aufs Neue wieder in den Bereich der Gesellschaft: freilich nicht so schroff und exclusiv wie früher, — denn sehr Vieles hatte die Zeit getödtet, Mehreres gesänftigt und vertragen, — aber immer noch anspruchsvoll genug, um voraussehen zu lassen,

dass eine Scheidung des geselligen Lebens der höheren, einheimischen wie fremden Stände nicht ausbleiben könne. So geschah es auch; nach einigen Reformversuchen, die nicht gelingen konnten, weil Convenienzen, Ansprüche, Wünsche von beiden Seiten sich kreuzten, entstand ein neuer Gesellschaftsverein — das Casino —, gebildet durch die höheren Civil- und Militairbehörden. Es war nicht Wille die Bürger auszuschliessen, es wurde vielmehr gewünscht, dass die Gebildetern dieses Standes sich anschliessen möchten. Aber theils der oben gezeichnete Charakter der Erfurter, theils die Gewöhnung an das so lang gehegte Monopol der Ressource, hinderte die Erfüllung jenes Wunsches; mehr thaten die Dinge in der Zeit; — sie war so schnell eine andere geworden, hatte so manchen Wunsch nicht erfüllt, so manche Aussicht unbefriedigt gelassen: der naturgemässe Lauf der Welt, doch selten richtig gewürdigt, weil der Mensch immer nur allzu geneigt ist, den Menschen die Schuld an dem aufzubürden, was die Dinge ihm Leides thun. Dass der grösste Theil der Civil-Subalternen, die meisten Männer der Wissenschaft und Kunst, viele Unabhängige unter den Fremden der Ressource geblieben sind, spricht eines Theils für eine gewisse, wohlthuende Behaglichkeit in diesem Gesellschaftskreise, anderntheils für das Vorhandensein eines Misstrauens, das — vielfach mit grossem Unrecht, mitunter jedoch auch nicht ohne Grund — der höhere Mittelstand gegen die Geburts- und Rangaristokratie hegt.

Das Beispiel des Isolirens in einzelne gesellige Kreise war gegeben, von Oben herab, das wirkte

epidemisch. Von dem an bildeten sich überall Gesellschaften für tägliches Beisammensein, für Mittheilung und Unterhaltung. Heute hat jede Abstufung im Bürgerstande ihren eignen geselligen Verein, bis zu den untersten Klassen hinab, und wo es irgendwo laut wird, da gibt diese oder jene Societät — welchen Namen sie führe, — ein Fest; aber in sich geschlossen, allein. Damit jedoch ist der wahren städtischen Geselligkeit recht eigentlich das Todesurtheil gesprochen; denn die Absonderung hat keine Gränze mehr. Selbst an öffentlichen Orten, in den zahlreichen und schönen Gärten und auf den Vergnügungsplätzen der Stadt und Umgegend, bilden sich Gruppen nach Rang und Stand, wenn nicht für irgend eine exclusive Klasse Tag und Ort besonders zu wählen ist. Sogar die allgemeinen Denk- und Festtage der Erfurter gewähren — ob sie auch oft, unter günstigen Umständen, die Mehrzahl der Bevölkerung auf Einen Punkt zusammenführen — doch nicht mehr, wie sonst, den Anblick eines gemeinsamen geselligen Vergnügens. Am sogenannten grünen Montage, auf dem Vogelschiessen etc. labt und vergnügt sich jede Volksklasse auf eigne Hand.

Besser stellt sich das Vereinswesen da, wo nicht die Geselligkeit Zweck und Ziel des Zusammenseins Vieler ist. Wo ein Kunstgenuss, eine Wohlthätigkeitsidee, ein wissenschaftlicher oder gewerblicher Zweck vorliegt, da finden sich Mitglieder aus allen Klassen der Bewohner Erfurts zusammen. Der Gewerbverein, der Gartenbauverein, der Missionshilfsverein, selbst die neueste Puppe der Zeit, der Enthaltsamkeitsverein, zählt Bürger

und Fremde aus den verschiedensten Klassen zu seinen Gliedern. Auch die beiden Musikvereine, die, statt für die vielgeliebte und sorgsam gepflegte Kunst der Töne ihre Mittel sich zu einem Ganzen zu vereinigen, und dem zuhörenden Publikum Vollendetes statt Beschränktem zu geben, es vorgezogen haben, die alte Vereinigung zu lösen und, wie einst miteinander, so heute gegen einander zu sein, sind aus Einzelnen fast aller Stände zusammengefügt. Wenn der Bürgerhilfsverein auf wirkliche Bürger, der Frauenverein, der so manche Noth im Stillen lindert, auf den Kreis der höheren Stände sich beschränkt, so ist das natürlich; wenn aber die ehrwürdige Greisin aus alter Zeit, die königliche Academie der gemeinnützigen Wissenschaften, ihr Heiligthum dem gebildeten Techniker noch immer nicht öffnet, so ist das ein Rigorismus, der — wie die Angelegenheiten des Wissens heute stehen — weder zu den Forderungen der Zeit, noch zu dem Titel passt, den sie führt. Die Freimauerloge existirt; — ob und wie sie wirkt, ist — ein Geheimniss.

Von dem höchsten Lebendigen bis zu dem mindestens Lebensfähigen zu Erfurt im Jahre 1840 ist hier Nachricht gegeben. Das Wie, Woher, Warum konnte blos bei den Hauptstücken berührt werden; der beschränkte Raum gestattete ein Mehreres nicht. Die Zahlenverhältnisse wissenswerther Einzelheiten gibt die mit Hilfe amtlicher Nachrichten zusammengestellte Tabelle*). Nur dem todten Element Erfurts, dem Baue der Stadt, gebührt noch eine Stelle.

*) Siehe Beilage B.

Ueberschaut man den weiten Raum, den der Hauptwall des heutigen Waffenplatzes Erfurt einschliesst, so erscheint die Angabe von 70 bis 80,000 Einwohnern zur Zeit der höchsten Blüte der Stadt nicht übertrieben. Beschränkt man sich auf den Raum innerhalb der alten Ringmauern, auf die eigentliche Stadt, so wird es höchst wahrscheinlich, dass die Summe der wirklichen Bürger sich schwerlich je über die Hälfte jener Zahl erhoben, die Sicherheit unter dem Schutze des starken Gemeinwesens aber, die Aussicht auf Arbeitsgewinn und guten Absatz der Produkte des Landbaues und der Gärtnerei, zahlreiche Colonen (Schutzbürger) herbei gezogen, die Universität, der Handel, das friedliche und fröhliche Leben, die reizende und reiche Umgebung Stadt und Vorstädte mit Fremden gefüllt habe, die bei den Volkszählungen mitgalten, und bei Steuerauflagen direkt und indirekt mitzahlten. Die heutige Gesammtheit der Bewohner Erfurts erreicht etwa ein Drittheil des Maximums jener Angabe; dass diese Verminderung mehr die Colonen, die nur auf Zeit Sesshaften, als die eigentlichen Stadtbürger betroffen, ergibt sich aus dem plötzlichen Sinken des Verkehrs in Handel und Gewerben, zeigt sich deutlich in dem Vorhandensein der vielen leeren Baustätten innerhalb der Ringmauer, deren Mehrzahl der Bedarf, Fleiss und Verschönerungstrieb in öffentliche Plätze, Gärten und Anlagen umgestaltet haben, während ein Theil davon, in Folge des sichtlichen Wiederaufblühens der Stadt in neuester Zeit und der dadurch erregten Baulust sowohl als des wachsenden Bedarfs an öffentlichen Gebäuden, allmälig der ursprünglichen Bestimmung wieder anheimfällt.

Je älter eine Stadt, desto weniger ist die Bauart den Forderungen der Jetztzeit entsprechend; je wechselnder ihre Zustände im Verlaufe langer Zeit, desto ungleichartiger und regelloser sind ihre Bauverhältnisse. Von Regel, Gleichmaas, System ist keine Spur; um so schärfer trennt sich das Aelteste vom Aelteren, dieses vom Neueren, dieses wiederum vom Neuesten. Gingen nun gar — wie bei Erfurt — die Scalen der Willenstendenzen ihrer Bewohner im Laufe der Zeit vom Extrem zum Extreme über, so musste wohl eine Art von Baulabyrinth entstehen, das mit den heutigen Begriffen von Schönheit, Comfort und Solidität wenig stimmt, dagegen als Denkmal des Historischen der Stadt und als Wegweiser für den Forscher nach den Hauptmomenten der Lokalgeschichte unstreitig von Werth ist. Die Hauptepochen der Stadt und die örtlichen Zustände in ihnen spiegeln sich klar nach ihrem Wesen und ihren Zeichen in der Reihenfolge der Baujahre ab; der Zeitgeist zu Erfurt ist in dem Baustyl deutlich zu erkennen. So tragen die ältesten Häuser, Patricierwohnungen, in ihrem unverwüstlichen Material, in der Originalität ihrer Construktion, in ihrem Abweichen von jeder Art systematischer Baumanier aus irgend einer Zeit, offenbar das Gepräge eines reichen, festbegründeten und gleichsam souverainen Reichsstädterthums; die im Alter meist jüngeren Kirchen-, Klöster-, Stifter- und Curienbauten führen in ihrem oft grandiosen Baustyl das Zeichen der Macht und Herrlichkeit des Krummstabes; spätere öffentliche Gebäude zeigen das Vertrauen der churmainzischen Regierung auf den Stabilitätszustand der Herrschaft, wie deren Wirken für

Wissenschaft, Kunst und Bildung. Die Menge leicht construirter, ärmlich ausgestatteter, regellos hingestellter Privathäuser aus neuer Zeit deuten uns den Druck jener Tage, den Verfall des Wohlstandes, die Unsicherheit des Besitzes und die Ohnmacht des Stadtregiments. Die neuesten Bauten dagegen verkündigen — neben der Bedeutung Erfurts als Festung — bei den öffentlichen Bauten den Fortschritt der Kunst in ihrer Richtung auf das Vereinigen der Schönheit mit der Nützlichkeit, bei den Privathäusern den Kampf der fast immer noch zu geringen Mittel mit den Forderungen der Zeit, des immer noch regen Sinnes für Willkür mit der gesetzlichen Regel, und des angeerbten Hangens am Alten mit dem nicht mehr abzuweisenden Ringen um den Preis des Neuen.

Der alte Erfurter lebte daheim nur seinem Geschäfte, Gewerbe, Verkehr. Seine Keller und Böden, seine Niederlagen und Speicher, seine Werkstätten, nahmen den grössten Theil des Hauses ein. Im Geschäfte selbst wurde mit Reden wenig, noch weniger mit Schreiben, das Meiste an Ort und Stelle kurz und bündig abgethan. Daher im Hause des Geschäfts- und Gewerbmannes keine Conversationszimmer, keine räumliche Comptoire und Büreaux. Der Hausfrau und ihrem Wirken und Walten sammt Familie und Gesinde genügten Küche, Vorrathskammer, Hausflur und Wohnzimmer; Luxuslokale waren selten, für besuchende Freunde und Verwandte reichten Kammern aus. Sein geselliges Leben fand der Hausherr an öffentlichen Orten. Das war häusliche Regel für Alle, hoch und niedrig, reich und arm. Später wurden die einst bis zum Uebermaas gefüllten

Räume leer, und der Bürger fand weder Beruf, noch hatte er Mittel ihnen eine andere Bestimmung zu geben; denn die Stadt ward auch von Bürgern und Fremden leer, und was an Einwohnern blieb, hatte überflüssig Platz. Daher, als im Laufe der Zeitstürme wandernde Gäste unwillkommener Art zahlreicher als jemals erschienen, wunderten sie sich nicht wenig, dass in den grossen Häusern für Alles Raum, nur nicht für Menschen wohnlicher Gelass sei. Auch das ging vorüber; Erfurt füllte sich wieder mit friedlichen Bewohnern. Das häusliche und gesellige Leben war indess ein anderes geworden; es begehrte, dass man nur zu Hause bleibe um Gesellschaft bei sich zu sehen, und dass man ausgehe um bei seines Gleichen in Gesellschaft zu sein. Dazu bedurfte es überall Luxuslokale, und für solche zu sorgen ward die Aufgabe der Bürger. So verwandelten sich allmälig Böden und Speicher, die sogenannten Kemnate, kurz alle die grossen Betriebsräume der Häuser wo kein Betrieb mehr war, in geräumige Wohnungen mit Gesellschaftszimmern, Sälen, mit Allem was der Gesellschaftsluxus fordert. Daraus ist — da Geldmangel oder der alten Häuser Festigkeit die Meisten auf Flicken und Ausschmücken beschränkte — ein wundersames Gemisch von Altem und Neuem entstanden; es hat das Aeussere der Stadt allerdings ein helleres, freundlicheres Ansehen gewonnen, während dagegen im Innern der Häuser Alt und Neu, Hell und Dunkel, Klein und Gross in buntestem Gegensatze zu einander steht, und manches Prunkzimmer unvertilgbare Spuren seiner einstigen Bestimmung an sich trägt; wie denn überhaupt theils die Unmöglichkeit, theils Mangel an

Willen oder Fähigkeit nach der Regel und den Forderungen des Comforts zu bauen oder zu bessern, zu den sonderbarsten Ausnahmen und zu Unbequemlichkeiten geführt hat, die der, welcher ihre Entstehung nicht kennt, sich nur schwer erklären kann. Diese Mischung des Neuen mit dem Alten aus den verschiedensten Bauepochen Erfurts, hat der guten Stadt einen Anstrich des Barocken gegeben, und ihren Bürgern den Ruf des Zurückbleibens hinter dem — wie es scheint etwas fieberhaften — Aufschwung anderer Städte zum Gipfel der Baulust verschafft. Es ist wahr, einen rechten Bausinn darf man hier nicht suchen, aber der Anblick Erfurts von Aussen her, auf welcher Seite es sei, die Grösse des Umfangs, die zahlreichen Thürme, die festen Citadellen, Alles das gibt auch dem einziehenden Fremdling eine Idee, die das Innere der Stadt um so tiefer hinabstimmt, als sie nothwendig hoch gewesen. Mag es jedoch immerhin sein, dass heute das Menschenwerk, hierin wie in mancher andern Art, in Erfurt nicht so fest und grossartig mehr dastehe, als bei den Vorvätern es stand! Erfurts Bürger streben wie sie können und verstehen, begnügen sich mit dem, freuen sich dessen, was sie haben, und sind dabei im Vortheil gegen Viele; denn sie wissen, dass Ein Herrliches dann noch ihnen bleiben wird, wenn die allgemeine Sehnsucht nach Dampfmaschinen und Eisenbahnen, durch Erfüllung im höchsten Maase bis zur Uebersättigung gestillt ist, die Maschine den Dienst des Hausthiers wie des Menschen überflüssig macht, die Industrie in der eignen Fülle untergegangen, die Wissenschaft alltäglicher Plunder und die Kunst keine Kunst mehr ist. — Dies Eine, Bleibende,

Herrliche, ist die Natur, die schöne, reiche Umgebung der Stadt, das Gotteswerk, das nie alt, nie ein Uebermaas oder Ueberfluss wird, sondern grade das ist und immer bleibt, was der Mensch bedarf, um, von dem Drucke des Mangels oder der Ueberfülle der Dinge gleichmässig ermüdet, sich wieder aufzurichten zu neuem Kampfe für die grosse Sache des Bessermachens und Besserwerdens, der zu dienen — eine ewige Aufgabe für die Menschheit, — jedes neue Geschlecht sich immer wieder verpflichtet, obgleich noch keines das Ziel erreicht und den Sieg gewonnen hat. Manche Mühe der Alten, Vieles auch, was das lebende Geschlecht angestrebt, ist verloren gewesen; ob die Arbeit von heute Frucht tragen werde, weiss Niemand; aber an der ewigen Schöpfungskraft des Geistes soll und darf der Mensch nicht verzweifeln. Diese Ueberzeugung sei das Erbtheil für die Enkel. Mögen sie im Jubeljahre 1940 ihrer heutigen Vorfahren gedenken, wie hier der Väter aus alter Zeit gedacht ist! Mögen sie den Standpunkt Erfurts von heute ehren, und aus den Geschicken der Stadt und ihrer Bewohner denselben Trost schöpfen, mit dem die Gegenwart sich tröstet: dass nämlich immer wieder von Neuem anzufangen, wo etwas zerstört oder vollendet wurde, der Menschen Art und Schicksal von jeher war, heute ist und immerdar bleiben wird!

Beilage A.

Bald nach dem vereitelten Versuche der aufrührischen Bauern (1525), Erfurt in ihr Umwälzungswerk hineinzuziehen, traten die gesammten Viertel und Zünfte der Stadt mit denen der Vorstädte zusammen, und setzten 28 Artikel auf, deren Erfüllung sie vom Rathe begehrten *). Manche diese Artikel waren offenbar nicht sowohl aus den Bedürfnissen der Stadt und den Forderungen der Zeit, als aus dem Geiste des Widerspruchs hervorgegangen, der jene aufgeregte Zeit despotisch beherrschte und alle Stände aneinander hetzte; dagegen enthielten andere wahrhafte Verbesserungsvorschläge, einzelne Rechtsforderungen, die zu bewilligen allzeit klug, weise, gerecht gewesen ist, deren Abweisung, Umgehung, Vertagung allzeit als verderblich und despotisch sich erwiesen hat. Unter diesen Artikeln sind heute noch die merkwürdigsten folgende:

1) Jede Gemeinde sollte das Recht haben, ihre Pfarrer ein- und abzusetzen.
2) Alle Zinsen, sobald deren Gesammtbetrag die Summe des Kapitals erreicht hätten, sollten aufhören.
3) Alle geistlichen Stiftungen sollten aufgehoben und den Erben der Stifter zurückgegeben, oder, wo deren keine mehr vorhanden wären, zum Stadtvermögen gezogen werden.
4) Es sollte ein immerwährender Rath erwählt werden, und den aus den Vierteln und Handwerken zu wählenden Vormündern — die keinen Sitz im Rathe hätten — jährlich Rechnung ablegen von aller Einnahme und Ausgabe.
5) Handel aller Art sollte jedem Bürger, der die Fonds dazu nachweise, Brauerei jedem Hausbesitzer frei stehen; Jedem, der ein Handwerk verstehe und sich davon ehrlich zu ernähren getraue, sollte die Ausübung desselben frei stehen, ungehindert der Zünfte.
6) Wegen Abschaffung des Schutzgeldes und Verminderung des Geleites sollte man mit dem Hause Sachsen unterhandeln.

*) Vollständig, mit des Raths Schreiben an Dr. M. Luther, und Dr. M. Luthers Antwort und Bemerkungen über jeden Artikel, abgedruckt in: Lossius, „Eoban Hesse und seine Zeitgenossen" Beilage VI. S. 303—318.

7) Der Rath sollte keine Auflage machen, ohne Vorwissen der ganzen Gemeinde und der Colonen.

8) Die Universität sollte wieder in guten Stand gesetzt werden.

9) Alle von der Stadt abgekommenen Güter, Zinsen und andere Einkünfte sollten wieder beigebracht werden.

10) Dass der Rath die Streitsachen der Bürger, die zu seiner Competenz gehören, schnell (binnen 14 Tagen) und kostenfrei schlichten sollte.

11) Dass die Kosten für das allzuviele Schreiben regulirt und beschränkt werden sollten.

12) Dass die eingerissene Unzucht bei allen Ständen nicht ferner, eben so wenig das Bestehen eines H ... hauses (Haus der gemeinen Frauen) geduldet werden sollten.

13) Von den Schuldnern des Raths und der Gemeinde sollten die Rückstände ohne Ansehn der Person eingemahnt werden.

14) Eine Amnestie sollte den bei den Unruhen betheiligten Bürgern gewährt, Jeder zum Beweis seiner Unschuld gelassen, auch wegen der Theilnahme an diesen Artikeln Niemand gefährdet werden.

15) Der Rath sollte darauf sehen, dass Brot und Fleisch nicht übertheuert werde.

Dr. Luther billigte einige der Artikel, andere, bei denen die Autorität des Raths ihm compromittirt schien, verwarf er, über die, welche — an sich richtig — ihm zu sehr fortschreitend vorkommen mochten, hielt er sein Urtheil zurück. Dass er hierin mit grosser Kenntniss der Zeit- und Sachlage, wahrhaft diplomatisch, zu Werke gegangen, ist ihm — dem sonst fast bis zur Rauhheit graden Manne — nicht abzusprechen, und zeugt dafür, dass der Reformator Menschen und Dinge wohl kannte und begriff. Dass er hauptsächlich den Missbrauch des Evangeliums durch zu ausschliessliche Sorge für den zeitlichen Vortheil recht hervorhob und an den Bürgern scharf rügte, war zeitgemäss, und deshalb eindringlicher als jede noch so gründliche Auseinandersetzung hätte sein können. Heute würde ein solches Gutachten von weltlicher Seite gegeben und ganz anders abgefasst werden müssen. Die Bürger würden nach Rechtsgründen fragen, man würde sie ihnen geben, und das wäre gegenwärtig eben so zeitgemäss als 1525 Luthers geistlicher Autoritätsspruch es gewesen.

Beilage B.

Statistische Uebersicht
der Stadt Erfurt im Jahr 1840.

A. Gebäude.

a) Oeffentliche Gebäude (dem Staat oder der Stadt gehörig).

1) Kirchen und Bethäuser	21
2) Schulhäuser	22
3) Waisen-, Kranken- und Versorgungshäuser	7
4) Gebäude zur Geschäftsführung der Staats- und Communalbehörden	6
5) Dienstwohnungen (geistliche und weltliche)	61
6) Militairgebäude	68
Summa	185

b) Privatgebäude.

1) Wohnhäuser	2705
2) Fabrikgebäude, Mühlen, Privatmagazine	46
3) Ställe, Scheunen, Schoppen etc.	592
Summa aller Gebäude	3528

B. Einwohner.

a) Civilstand (incl. Pensionaire, Frauen, Kinder, Dienstboten des Militairs).

1) Dem Alter nach:

α) Unter 14 Jahren	Knaben	3844	7544
	Mädchen	3700	
β) Von 15—60 -	männlich	6962	15164
	weiblich	8202	
γ) Ueber 60 Jahr	männlich	673	1538
	weiblich	865	
Summa des Civilstandes			24246.

2) Den Religionsverhältnissen nach:

α) Christen	katholische	5177
	protestantische	18918
β) Juden		151
	Summa des Civilstandes	24246
b) Militair (aktives)		3553
	Totalsumme der Einwohner	27799.

C. Gewerbs- und Geschäftsbetrieb.

1) Fabriken aller Art	31	
2) Buchhandlungen	6	
3) Buchdruckereien	8	
4) Lithographische Anstalten	3	
5) Kunst- und Musikalienhandlungen	5	
6) Leihbibliotheken	7	
7) Antiquare	2	
8) Grosshändler	20	
9) Detailhändler mit offenem Laden	121	(mit kaufm. Rechten)
10) Krämer und Händler	338	(ohne kaufm. Rechte)
11) Antiquitäten- und Bijouteriehändler	1	
12) Mühlen aller Art	40	
13) Kalk- und Ziegelbrennereien	4	
14) Kunst- und Handwerksgenossen	1389	selbständige
	1165	Gehilfen u. Lehrlinge
Summa	2554	Kunst- und Handwerksgenossen.
15) Gastgeber (grössere 8, kleinere 18)	26.	
16) Garköche, Speisewirthe	29.	
17) Schenkwirthe	152.	
18) Fracht- und Lohnfuhrleute	22	(mit 67 Pferden).
19) Agenten für in- und ausländische Versicherungsanstalten aller Art	9.	
20) Geldwechsler	2.	
21) Commissionaire und Spediteure	8	(kaufmännische).
22) Allgemeine Commissionaire, Auktionatoren etc.	7.	

23) Kunst- und Handelsgärtner . . . . 9.
24) Gärtner . . . . 87.
25) Oekonomen . . . . 113.
26) Dienstboten { männliche . 330 / weibliche . 1301 } 1631.

D. Amtspersonale.

a) Geistlichkeit.

katholische: Oberpfarrer, Pfarrer, Caplane . 12 } 29
protestantische: Superintendent, Pastoren, Diaconen . . . . 17 } worunter 2 Militairprediger.

b) Schulpersonale, bei den Staats- und städtischen Schulen.

(Für die städtischen Schulen jeder Confession ist ein Ober-Schulaufseher ernannt.)

Gymnasium: Direktor und Lehrer . . .	12	mit Musterschule u. Taubstummeninstitut.
Seminar: Direktor und Lehrer	10	
städtische Knaben-Oberschule: Direktor und Lehrer	8	
- Mädchen-Obersch.: Direktor, Lehrer und Lehrerin	15	113.
- protestant. Parochialschulen: Hauptlehrer, Lehrer und Lehrerin .	32	
- Frei- und Erwerbschule: Vorsteher, Lehrer und Lehrerin . . .	9	
- katholische Parochialschulen: Geistliche, Lehrer und Lehrerin .	24	
- Sontagsschule: Lehrer	2	
- Kleinkinderschule	1	

c) Privat-Schulanstalten.

Realschule: Direktor und Lehrer . 12.
Handelsschule . . . . 6.

d) Justizkommissarien . . 5 (darunter 4 Notare).
e) Schiedsmänner . . . . 7.
f) Aerzte . . . . 19 (dar. 4 Militairärzte).
g) Wundärzte . . . . 5 (darunter 1 Zahnarzt).
h) Hebammen . . . . 10.
i) Apotheker . . . . 6.

E. Städtische Behörden.

Der Magistrat mit:

a) dem Collegium der Stadtverordneten.
b) dem executiven Polizei-Personale.
c) dem Passamts-Personale.
d) dem Kassen-Personale.
e) den Magistrats-Subalternen.
f) den Beamten des städtischen Leihhauses (nebst der Sparkassen-Anstalt).
g) den Beamten des städtischen Arbeitshauses.
h) den Beamten für die Administration der milden Stiftungen.

F. Königliche Behörden.

Civilbehörden:

1) Die Königliche Regierung.
2) Das Königl. Landraths-Amt.
3) Die Königl. General-Inspektion des thüringischen Zollverbandes (mit dem Haupt-Steueramte).
4) Das Königl. Ober-Postamt.

Militairbehörden:

5) Das Königl. Kommando der 8. Division.
6) Die Königl. Kommandantur (mit der Garnison-Verwaltung, der Lazareth-Commission und der Garnison-Schule).
7) Die Königl. 4te Artillerie-Brigade.
8) Die Königl. 4te Pionier-Abtheilung.
9) Die Officiere des Platzes (Ingenieur und Artillerie).



III.

Vermächtniss an unsere Urenkel 1940.

(Von Ludwig Hilsenberg.)

Für Euch schreibe ich diese Worte nieder, die Ihr erst sein werdet, wenn wir, die jetzt leben, längst zur ewigen Ruhe eingegangen sind. Die Hand, welche jetzt den Griffel führt, wird dann längst in Staub zerfallen sein, Ihr werdet auf unsern Gräbern wandeln, ein neu Geschlecht, wie wir an den Grüften unserer Ahnen stehen, die vor Einem Jahrhunderte das hohe Fest Gutenberg's feierten und die nun unter den kalten Steinen in den Domen den Todesschlaf schlummern. Erscheinen und Schwinden in ewigem Wechsel — wer lös't das Urgeheimniss der Zeit? —

Das kleine Buch, das wir hier bereitet, wird sich ja erhalten bis zu Euch, und wenn Ihr die Blätter, die dann vergelbt und unscheinbar, aufschlagt, wenn Ihr die Charaktere, die Euch fremd erscheinen werden, wie uns die der Väter, überblickt, so verweilt und schaut das Bild, das ich Euch gebe in kleinem Rahmen, mit wenigen Zügen, wie ich es vermochte.

Das Jahrhundert, welches abgeschlossen hinter uns liegt, und welches Eure, die kommende Zeit vorbereitet, war eine grosse Epoche gewaltiger Kämpfe und Umwälzungen; die Geschichte weist keinen Zeit-

raum auf, in welchem so viele Thaten, so viele Bestrebungen in allen Gebieten des Staates, des Glaubens und Wissens zusammengedrängt sind.

Mit dem Jahre 1740 bestieg der einzige Friedrich, der weise König und königliche Weise, Preussens Thron, und bildete thatkräftig die zweite nordische Macht. Nach seinem Heimgang erschien im Frankenreiche, Fackel und Schwert schwingend, die blutige Tochter der erregten Zeit, die Revolution; ein Korse, gehoben durch Kriegeskraft und Kriegesglück, vermählte sich mit ihr, zähmte die Gewaltige, schwang sich als Kaiser auf einen Thron, der aus den Trümmern von hundert zerstörten Reichen erbaut war, kriegte und siegte unaufhaltsam vorwärts eilend, bis das erbitterte Europa ihn, der die halbe Welt mit seinem Schwerte beherrscht, bewältigte. Die Völker hatten seine Fesseln abgeschüttelt und gaben ihm ein einsam Grab fern im Südmeer, wo seine Gebeine an zwanzig Jahre geruht, bis nun der König, welcher seinen Thron einnimmt, dieselben nach Frankreichs Herzen zurückträgt.

Das war eine grosse, blutige Zeit der Schlachten; das alte deutsche Reich mit seinen unzähligen Kleinherrschern stürzte zusammen, und die deutschen Lande formten sich in zwar noch viele, doch namhaftere, geordnete Staaten.

Die neue Welt hatte sich früher schon von der Herrschaft der Briten losgesagt, nach einem längern Frieden in Europa machte sich auch das klassische Land der Hellenen von seinen osmannischen Unterdrückern frei; Polen, das nordische Reich, mit fränkischem Blute strebte vergebens nach Unabhängig-

keit, und versank in der eigenen Zwietracht. Deutschland aber und mit ihm der grosse, schöne Bund zu Eintracht und Frieden blühte auf, und Preussens Bürgerkönig, der Friedensfürst Friedrich Wilhelm der Dritte, den die Glocken, da ich dieses niederschreibe, zu Grabe lauten nach langem treuen Walten und Wirken, war es, der die Zwietracht fern hielt und das allgemeine Recht wahrte und ehrte.

Das war das Leben und Streben der Staaten im verflossenen Jahrhundert, das Fürsten- und Völkerbuch der Geschichte; aber der kleinen Hebel und Triebräder zur Fort- und Umbildung sind unzählige, und wie sie eingegriffen und bewegt, zeigt unsere Zeit schon an, obgleich wir noch nicht mit klarem Auge die Dinge der Gegenwart überschauen, mit ruhigen Sinnen ihre Einwirkungen und Folgen prüfen und nennen können.

Der Handel, welcher auf grosse Entdeckungsreisen ausging, hatte gewaltige Resultate in seinem Gefolge; Cook fand eine neue Welt im Südmeere, die einst, vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit, einen grossen Abschnitt in der Geschichte einnehmen kann; dem die Meere und Länder nach Gewinn durchziehenden Kaufmanne schloss sich der Priester der Wissenschaft an und brachte reiche Ausbeute nach der Heimath zurück; mehremale wurde die Erde umschifft, und in der neuesten Zeit ward es versucht, nach dem Nordpole zu dringen. Welche Aufschlüsse mögen uns noch werden, oder Euch Söhnen der Zukunft?

Die Erfindungen auf dem Felde der Wissenschaft und der Gewerbe, Ergebnisse des Handels,

und nothwendige Förderer desselben, sind nicht zu zählen. Die Manufakturen hoben sich durch kunstreiche Spinnmaschinen und Getriebe, Chemie und Physik erzeugten in rascher Folge unglaublich scheinende Resultate, Franklin in Amerika, der den Tyrannen das Scepter entwand, entriss auch dem Himmel die Blitze, die Kraft des Dampfes zur Fortschaffung von Schiffen auf Fluss und Meer, und Wagen auf eisernen Gleisen angewendet, hat in unsern Tagen fast alle Entfernungen in Raum und Zeit schon aufgehoben, hat die Zustände der gebildeten Völker völlig umgestaltet, und durch die elektro-magnetische Kraft sehen wir noch wichtigen Erfolgen entgegen; das Gas gibt uns einen herrlichen Lichtstoff, durch sinnreiche, auf Höhen errichtete Maschinen bringen wir in wenigen Minuten Nachrichten zu fern liegenden Gegenden; aus der gemeinen Feldrübe bereiten wir daheim den Zucker, den wir sonst weit über das Meer her uns bringen liessen, und der Verbesserungen Zahl mehrt sich von Tage zu Tage in allen Zweigen der Künste und Gewerbe.

Die schönen Künste und Wissenschaften, die, indem sie das Leben mit rosigem Glanze malen, das menschliche Geschlecht veredeln und erheben, erwachten, nachdem sie fast Jahrhunderte geschlummert, zu einem neuen Leben. Klopstock, der kühne Jesussänger, trat unter uns auf, mit seinem gewaltigen Liede Deutschland in Staunen versetzend; der liebenswürdige Gellert lehrte freundlich Moral in seinen Fabeln; Gleim und der edle Held Kleist sangen Kriegs- und Frühlingslieder. Nun erschienen die kräftigen Geister Lessing, der scharfe Verstand mit

poetischem Blut; Göthe, der Gewaltige; Wieland, der Maler freundlichen Lebensgenusses; Herder erschien, der philosophische Dichter, und endlich trat Schiller auf, der Sohn Shakespeares, der Hand in Hand mit dem Giganten Göthe wandelnd, das grosse Reich der Dichtkunst beherrschte. Die neueste Zeit hat uns noch schöne, sinnige Talente geboren; wir können sie nicht alle nennen. Gross ist die Zahl der Sänger im deutschen Lande, und unser Thüringen, in dem Wieland und Herder, Göthe und Schiller wirkten und dessen Erde sie deckt, zählt noch heute manchen Liebling der Musen. Ludwig Bechstein, der unser schönes, grünes Waldland in seinen Liedern und Schilderungen verherrlicht hat, weilt noch unter uns, und ihm habt Ihr, die Ihr da leben werdet in der kommenden Zeit, den vollen Schatz wundersamer Sagen Thüringens, die er Euch gesammelt, zu danken. Sie, die im Munde der schlichten Berg- und Thalbewohner bis heute noch fortlebten, würden verklungen sein ohne ihn, von Niemand vernommen.

Die erhabene, nicht von dieser Welt stammende Tonkunst, die Himmelstochter und traute Schwester der Poesie, erzeugte in diesem Jahrhunderte würdige Priester. Händel erstand und verherrlichte in ergreifenden Tonmassen den Erlöser, an diesem Werke erstarkte Klopstock zu seinem Gesange. Graun und Bach erschufen grosse Werke; aber Mozart, der Fürst im Reiche der Töne, bezauberte die ganze Welt mit seinen feenhaften Melodieen; Gluck webte erhabne Tragödieen mit seinen Tönen ein; Haydn schuf die Schöpfung; Beethoven', der tiefe, fantasieenreiche Meister, Maria von Weber, der deutsche Tonkünstler mit italienischer Anmuth, gewannen aller Herzen. Die Fertigkeit im Spiel einzelner Instrumente und der Ge-

sang bildeten sich zu einer unglaublichen Vollendung durch. In neuester Zeit wurde uns in Mendelssohn-Bartholdy ein Meister der Töne gegeben, dessen Werke schon bei ihrer Geburt den Stempel der Unsterblichkeit an sich trugen. Die bildenden Künste: Malerei, Sculptur, Baukunst, Kupferstecherei und Xylographie erhoben sich zum Gypfel der höchsten Vollkommenheit. Namen, wie die der Bildhauer Canova und Thorwaldsen, Dannecker und Rauch; der Maler Mengs, Hogarth, Chodowiecki, Hackert, Angelica Kaufmann, West, David, Schadow, Horace Vernet, Bendemann und Lessing; die grosser Architecten, wie Schinckel, Klenze und Hübsch, werden sich für alle Zeiten erhalten, für alle Zeiten von grossem Einflusse sein; so werden es die Kupferstecher Ludwig Hess, Bartalozzi, Zingg, Lips, Morghen, Folo, Müller, Jazet und viele Andere; auch die Xylographen Gubitz, Hoefel, Unzelmann und Ritschl von Hartenbach, welche ihre Kunst, die lange verfallen war, erst wieder ins Leben zurückriefen und sie erhoben, werden mit Dank von der Nachwelt genannt werden. Eine neue Kunst erfand Aloys Senefelder, die Kunst auf Stein zu zeichnen und von demselben Abdrücke zu machen.

Die Wissenschaft des Denkens durchging mehrere Stadien; Kant, Fichte, Schelling und Hegel arbeiteten im Reiche des Gedankens, versammelten Schüler um sich, die ihre Lehren ausbreiteten; und in die positiven Wissenschaften strahlte das Licht des Geistes heller und heller.

Der Glaube, wie er sich in der äussern Form ausprägt, spaltete sich, und es bildeten sich Religionsparteien, die dem alten auf historischer Grundlage ruhenden, katholischen Bekenntnisse als neue Schulen sich gegenüber stellten. Man strebte und

irrte, und ging rückwärts, indem man vorzuschreiten glaubte. Die Bibel, welche die protestantische Kirche seit ihrem Gründer Luther immer als festen Grundstein angenommen hatte, wurde nicht mehr als solcher betrachtet, man zog die Wissenschaft des freien Denkens in den Bereich des Glaubens; aber man fand hierin die Ruhe des Herzens nicht und versank in eine düstere Anschauung der heiligen Dinge. Aus derselben erhoben sich Einzelne wieder und setzten den alten Weg fort, oder gingen weiter im Herübernehmen der Philosophie, so dass der Spaltungen und Wirren, der Ansichten und Lehren jetzt unzählige sich kreuzen und feindlich berühren.

Dieser Kampf jedoch wird durchgekämpft werden, und muss sich auflösen in eine volle Harmonie Aller, die da Christus bekennen. So vielfach auch die Bestrebungen unseres Jahrhunderts sind, so chaotisch auch sie durcheinander zu laufen scheinen, ein Licht glänzt doch aus ihnen hervor, es ist die begonnene Durchbildung zum rein Geistigen. Früher waren die menschlichen Hände, die physische Anstrengung zu jedem Werke mehr in Anspruch genommen; nicht allein der Techniker und Künstler, sondern auch der Gelehrte bedurften des eisernen Fleisses in mechanischer Beziehung; jetzt bei der Vollendung der Instrumente und Maschinen, bei den Vorarbeiten auf dem Felde des Wissens, auf dem jetzt Alles bebauet, gesichtet und geordnet ist, kann der Geist anschauend und überschauend seine höchste Herrschaft zeigen, ungehemmt von irdischer Fessel.

Die Form ist vollendet, der Geist wird aus ihr erstehen, ein reines glänzendes Gebilde; eine mechanische Erfindung, deren Andenken wir in diesem Jahre feiern, war es zumeist, welche den Gedan-

ken entfesselte, der nun über unseren Schöpfungen schwebt, wie der Geist über den Wassern.

Wir werden keine blutigen Kriege mehr unsere Felder verheeren sehen, Ihr werdet sie nur dem Namen nach noch kennen.

Die rohe Kraft, sie kehrt nicht mehr zurück,
Es ist der Geist, der mit dem Geiste kämpft.

Was werden dann die Bestrebungen Eurer Zeit sein, werdet Ihr im Geiste des Lichts wandeln und der Wahrheit, die trotz der Stürme doch wie ein schönes Morgenroth herauf dämmern? Werdet Ihr, in den Riesenspiegel der Geschichte schauend, zu der Vollkommenheit gelangt sein, die der Edle mit heisser Sehnsucht dem Menschengeschlechte wünscht? Möge nicht eine trübe Nacht den hellen Glanz des Tages wieder verlöschen, möge heller glänzen die Sonne, nie wieder sie untergehen über Euren Häuptern. An unserm Streben, an unsern Verirrungen könnt Ihr ein Beispiel nehmen. Was wir so glühend wünschen, was wir hoffen für Euch, möge es sich erfüllen in allem Maase. Wir sehen Euch im Geiste vereint zu einem Bunde des Glaubens, eines Glaubens der tief im Herzen wurzelt, der nach Oben schaut, von wo allein das Heil kommt; wir sehen Euch gemeinsam wirken für das Gemeinsame wie Brüder, eifrige Maurer, die Steine fügend zu dem grossen Gottesbaue, und Er, der Schöpfer, der Lenker der Geschicke, wird liebend und leitend auf Euch hernieder schauen, der höchste Meister vom Stuhle.

Uns aber, euren Vätern, bewahret ein treues Angedenken, wie wir es unsern Vätern in treuer Brust bewahren.

IV.

Die Sagen des Singerberges.

(Vom Ludwig Bechstein.)

Reizend und mannichfach umranken Sagen- und Mährchenkränze die thüringischen Berge. Fast alle bedeutenderen Höhen dieses Landes umfliesst ein mythischer Zauber; wie er nicht allzuhäufig in andern Gebirgsländern gefunden wird. Zwar hat jedes Gebirgsland seine Sagenfülle, dann aber ist es gewöhnlich nur der höchste Bergscheitel, den die Poesie des Volkes und der Frühzeit dämonisch bevölkert, wie der Brocken des Harzes, der Ochsenkopf des Fichtelgebirges; oder es ist nur ein einziger dämonischer Kern, an welchem sich die Sagenkrystalle niederschlagen, wie der Rübezahl des Riesengebirges. In Thüringen aber, welche reichhaltige Erzgänge der Sage nach allen Richtungen hin, auf allen Bergkronen, in allen Thälern! Inselberg und Schneekopf, Hörseelberg und Kifhäuser, grosser Wartberg und grosser Herrmannsberg; überall tönt, sehr oft verwandten Klanges, oft aber auch eigenthümlich, und fast immer reizend und zauberisch, die Sagenharfe. Von den genannten Höhen: Hörseelberg, Inselberg, Wartberg, Schneekopf und Kifhäuser habe ich in den bereits erschienenen vier Bänden meines Sagen-

schatzes des Thüringerlandes eine grosse Menge grösstentheils örtlicher und volksmündlicher Traditionen mitgetheilt, vom grossen Herrmannsberg wird im fünften Bande die Rede sein, und andrer sagenreicher Höhen wird in spätern Bänden ausführlich gedacht werden.

Einer der Hauptträger thüringischer Sagen, als solcher aber fast nur den nächsten Umwohnern bekannt, ist ein Berg, welcher der Thüringerwaldkette nicht mehr angehört, obschon er als nördliche Vorwarte derselben bedeutend genug emporragt — dessen Name schon poetisch anklingt: der Singerberg zwischen Stadtilm, Ilmenau und Paulinzelle.

Von ihm soll ausschliesslich jetzt die Rede sein. Der Singerberg erhebt sich, weit sichtbar und isolirt, zwischen den Dörfern Singen, Dörnfeld an der Ilm, Hammerfeld und Griesheim, nach welchen letztern ihm nordwärts gelegenen Orten er sich sanfter abdacht, während seine steile Seite mit schroffer Felswand nach Singen gerichtet ist. Ein kleiner Bach schlängelt sich von letztgenanntem Dorfe unter seiner südlichen Abdachung hin, und mündet in die Ilm, deren Wiesenthal seinen westlichen und nordwestlichen Fuss umsäumt. Der Berg ist meistens kahl, doch nach Singen und Hammerfeld zu um den Gipfel bewaldet. Dieser bildet ein geräumiges Plateau mit einigen Vertiefungen und Unebenheiten, die auf eine alte Umwallung schliessen lassen.

Diesen Hochgipfel nun umgibt die örtliche Tradition mit der Magie der Ungeheuerlichkeit, und mit jenem mährchenhaften Graus, das so häufig bei thüringischen Bergen uns begegnet, das so geheimniss-

voll und reizend ist. Die Sage schmückt ihn mit einem reichen Kranz ihrer Wunderblumen, und concentrirt um den verwitternden Bergscheitel ihre divergirenden Strahlen, dass ihm daraus eine mystische Glorie flammt.

Vom Singen hat der Singerberg und das unter seiner schroffen Abdachung gelegene Dorf seinen Namen, von einem räthselvollen und wunderbaren Singen, das dem Schoos der Tiefe in geweihten Nächten und zu Geisterstunden entwallt, und das herrührt von den einstigen Bewohnern eines verwünschten, eines verfluchten Schlosses. Oefters geht, so kündet die Tradition, die einstige Herrin dieser Burg sichtbar zu Tage aus, oder der Wanderer vernimmt verlockend, bethörend, äffend und pfadeverwirrend wüsten Sang und Klang der in der Tiefe verfluchten Bewohnerschaft, doch wird diese neben ihrem spukhaften Treiben von der Sage als eine Erlösung hoffende dargestellt.

Lassen wir zunächst unserm Ohr und Auge eine Reihe Sagengebilde des Singerberges vorübergehen, und widmen ihm und seinen Traditionen dann eine vergleichende Betrachtung.

---

1. *Das versunkene Schloss.*

Auf dem Gipfel des Singerberges erhob sich in grauen Zeiten eine grosse und prachtvolle Burg. Noch leben alte Leute, die sich erinnern, in ihren Jugendtagen den Mauerkranz um den Burgbrunnen gesehen zu haben; andre haben Steinbilder, Kinder

oder Engel darstellend, droben unter wüstem Trümmerschutt gefunden, und lange in ihren Wohnungen aufbewahrt. Eine felsige Schlucht, von der Westseite hinauf zur Bergebene führend, heisst noch der Eselsstieg, weil durch sie empor die beladenen Esel Lebensmittel aus der Umgegend zur Burg hinauf trugen.

In der Burg herrschte ein reiches Dynastengeschlecht, wohlthätig, freigebig, edel und ruhmreich in den Gauen umher genannt. Aber sein reichbelaubter Lebensbaum dorrte ab, und nur ein schwacher Spross blühte noch fort, eine Dame, welche die mündliche Sage des Volkes eine Prinzessin nennt. Diese war engelschön und gut, sittenrein und von dem frömmsten Wandel. Eine Menge Ritter der Umgegend suchten die Verwaiste heim, liessen sich's wohl sein auf der Burg, warben um der Jungfrau Gunst, erwarben diese aber nicht, da sie sich roh und sittenlos betrugen, der Frömmigkeit des Fräuleins spotteten, und in fast heidnischer Weise dahin lebten. Die Herrin der Burg sah sich zuletzt also bedrängt von den zügellosen Bewerbern, dass sie sich bewogen fand, den rohen Prassern ihre Habe zu überlassen, und sich in die Einsamkeit einer engen Zelle zu flüchten, wo sie ungestört den frommen Bussübungen obliegen konnte, die sie für Gott wohlgefällig hielt.

Eines Tages kam ein Diener Gottes hinauf auf die Burg. Er sah und hörte die Gräuel, welche die wilden Ritter täglich verübten, und versuchte zu ermahnen, zu bessern, vom zeitlichen und ewigen Verderben zu retten, aber Hohngelächter war das Echo

seiner treugemeinten Warnungsstimme, Schimpf lohnte seine Ermahnungen, Drohung vergalt seine Verheissungen, und das jubelnde Halloh halbtrunkener Zecher übertönte sein warnendes Wort. Während ein bacchantisches Lied erscholl, mussten die Knechte den Frommen aus der Burg werfen. Da stand der Diener Gottes, ingrimmvoll, und hob sein Auge nach oben, und rief einen Fluch über die Burg und ihre Bewohner, vor welchem Fluche die Grundfesten der Erde bebten. Und siehe, da sank das Schloss mit Allen, die darinnen waren, tief und immer tiefer, in die Nacht, in die Stille des Erdenschooses. Aber mit ihnen sank auch das fromme Burgfräulein hinab; doch ihr ist vergönnt, von Zeit zu Zeit herauf zu wandeln an das Licht der Oberwelt, und für sich und die Seelen der wilden Ritter Erlösung zu suchen. Diese Erlösung ist an ein geheimnissvolles Zusammentreffen von Umständen geknüpft, welches den Menschen verborgen ist. Unbewusst muss ein Bevorzugter kommen, muss unter Tausenden gelber Blumen, welche auf der Bergebene blühen, gerade die Wunderblume brechen, die den Bergesschooss aufschliesst, und muss unbewusst alle die nöthigen und schweren Bedingnisse erfüllen, welche die Entzauberung bewirken. Oft ist es geschehen, dass man die Prinzessin unter den gelben Blumen hat in trauriger Gestalt wandeln sehen, dessen harrend, der die Blume pflücken werde, und manchen Erkorenen winkend. Und Vielen schon haben sich die unsichtbaren Pforten des Berges geöffnet, doch noch Keinem gelang es, den Zauber zu lösen, und Erlösung in die düstre Kerkernacht der in Sinnentaumel Gefesselten zu tragen.

Manches Mal ruft es auf dem geheimnissvollen Berge die Wandelnden mit Namen, leise zwar, doch wundersam eindringlich. Und zu andern Zeiten durchdringt ein unaussprechliches Seufzen mit herzzerreissendem Ton die Stille der menschenleeren Einöden.

---

2. *Der glückliche Schäfer.*

Vor vielen Jahren weidete ein Schäfer seine Heerde auf dem Singerberg, da bemerkt er in den Felsenspalten eine schöne gelbe Blume, die er abbricht. Wie er die Blume betrachtend emporhebt, steht plötzlich ein weisses, aber wunderschönes Fräulein in geringer Entfernung von ihm, und winkt ihm. Er folgt ihrem Winke, sie leitet ihn durch Fels und Geklüft, und mit einem Male steht er vor einem grossen prächtigen Schloss, dessen gewaltiges Thor sich aufthut. Durch Gänge, Säle und Hallen voll blitzender Wehr und Waffen wandelt die Erscheinung dem Schäfer voran. Gern wäre der Knabe betrachtend still gestanden, aber rastlos weiter schreitet seine Führerin und er muss ihr folgen.

Jetzt traten beide in einen mächtig weiten und hohen Saal, in welchem eine lange steinerne Tafel steht, und an der Tafel sitzen viele Ritter, aber alle schlafend, und ihre Bärte sind durch die Tafel gewachsen. Wie der Hirte staunend steht, erhebt einer der Schlafenden sein bleiches Antlitz und fragt: Sieht man die weissen und schwarzen Vögel noch am Berg? — „Man sieht sie noch!“ antwortete zagend der Schäfer und der Ritter seufzt: „So ist die

Stunde noch nicht gekommen!» und entschlummert wieder. Weiter geht das weisse Fräulein, und der Schäfer wandelt ihr nach, da treten sie in die Ställe, darin gerüstete Pferde stehen, angeschirrt mit Sattel und Zeug, doch alle schlafend, und hinter den Ställen öffnen sich ungeheure Gewölbe voll hoch aufgeschichteter Fässer; und in das Eine dieser Gewölbe schimmert ein Lichtstrahl von oben. Ueber sandige Erdhaufen schreitend, bedeutet das Fräulein dem Schäfer, von dieser Erde zu nehmen. Er aber denkt, was soll mir der Kies, und greift nicht zu. Darauf nahet ihm die Führerin, füllt ihm eigenhändig die Taschen, und spricht: „Das ist dein Lohn für den weiten Weg und die beantwortete Frage!» und verschwindet. Eine Pforte schlägt donnerkrachend hinter dem Hirten zu, und er sieht sich im Freien, sieht seine Heerde ruhig weiden auf besonnter Bergtrift, und eilt auf diese zu. Da drückt ihm was in dem Schuh; es war von der Erde hinein gefallen; er zieht und schüttelt den Schuh aus, und siehe, eitel Goldkörner fallen heraus. Rasch untersucht er den Kies in den Taschen, und findet auch diese lautern Goldes voll. Froh treibt er die Heerde zu Dorfe, kauft sich ein grosses Gut, wird reich und glücklich, und erzählt gern Kindern und Enkeln von der verzauberten Prinzessin im Singerberge.

---

3. *Der Hirte im Berge.*

Eines Tages trieb der Schweinehirte aus Singen seine Heerde in die Nähe der Bergebene; eines der Thiere verläuft sich, und der Hirte eilt ihm nach.

Plötzlich steht er vor einem gehauenen Thor, welches sich aufthut. Heraus tritt ein weisses Weib, und winkt ihm, zu folgen. Der Hirte fasst Muth und schreitet der Erscheinung nach durch viele unterirdische Gemächer, die ein bleiches Dämmerlicht erhellt. In einem dieser Säle steht eine gedeckte Tafel, besetzt mit köstlichen Speisen und Getränken, diese locken den Hirten an, er greift zu, und geniesst, und schläft ein. Nach einer Weile erwacht er, findet sich allein, und hört ein Pochen neben an. Er öffnet die Thüre und tritt in ein Gemach, wo viele Ritter an einer Tafel sitzen und schlafen. Einer ermuntert sich, und fragt: „Welche Zahl führt das Jahr?" Der Hirte nennt die Zahl, und der Ritter spricht seufzend: — „Noch lange nicht! — O schone der gelben Blumen!" Der Hirte will sich bestürzt entschuldigen, aber ein gewaltiges Tosen erhebt sich im Berg, alles verschwindet vor dem Blick des bebenden Hirten, und er sieht sich plötzlich wieder im Freien. Aengstlich sucht sein Blick die Heerde, sie ist verschwunden, und beklommen steigt er in sein Dorf, nach Singen hinab. Fremde Gesichter begegnen ihm da, selbst des Ortes Bauart ist verwandelt; Häuser stehen, wo sonst Gärten und Wiesen waren. Endlich kommt es an den Tag, dass der Hirte hundert Jahre in dem Berge geschlafen hat.

---

4. *Das siebenjährige Nachtquartier.*

Ein Fuhrmann fuhr Abends am Singerberge vorbei. Am Wege erblickt er einen grossen Gasthof, den er vorher noch nie gesehen. Er denkt, du willst

doch auch einmal hier einkehren, und sehen, wie sich's hier logirt, und ob dieser neue Wirth einfach oder doppelt kreidet. Er spannte aus, und brachte zu allernächst, wie jeder sorgsame Fuhrmann, seine Pferde in den Stall. Wie that er da die Augen auf! Solch einen Stall, solche Krippen, solchen vollkörnigen Hafer hatte er noch nie erblickt. Und sein Abendessen, sein Nachtlager — nein, so wohl war es ihm in seinem langen Fuhrmannsleben noch nie geworden. Am andern frühen Morgen zieht er die Pferde aus dem Stall, spannt an, und als das geschehen, will er in das Haus zurückkehren, seine Zeche zu bezahlen. Er geht und geht, und findet das Haus nicht; Gasthaus, Scheuern, Ställe, Alles ist verschwunden, und nur die Einöde des verrufenen Berges starrt ihn im Morgengrauen an. Ein Schauer ergreift ihn, und er treibt die Pferde zum raschen Zuge. Im nächsten, wohlbekannten Gasthaus hält er, und geht in die Stube, einen Morgentrunk zu thun, da fällt sein Auge auf die gross gedruckte, rothe Jahrzahl des neuen Kalenders. Der Fuhrmann nimmt den Kalender von der Wand, staunt, sinnt, blättert, rechnet an den Fingern: eins — zwei — drei — fünf — sieben. Sieben Jahre sieben Monate und sieben Tage hat er im gespenstigen Gasthof des Singerberges verschlafen.

---

5. *Der Sonntagsjäger.*

Die wandelnde weisse Jungfrau des Singerberges erscheint und winkt immer noch in hellen Mittagsstunden auf der Bergebene, oder in den nahen Forsten, ihrer Erlösung entgegenharrend, aber Nie-

mand folgt mehr ihrem Ruf und Winke. Vor einigen Menschenaltern wandelte ein Bursche aus Singen, den das edle Waidwerk bass ergötzte, an einem Sonntagmorgen ganz allein dem Singerberge zu. Die erhabene Stille der Frühe, das Geläute ferner Glocken unter ihm machten seine Stimmung feierlich, und still und in sich versunken war er den Felsenwänden genaht. Plötzlich sah er sich mit Befremden um. Er, der sonst jeden Strauch, jede Kluft, jeden Pfad kannte, sah sich mit einem Male in unbekannter Gegend. Sein Blick fiel auf eine Moosdecke, die an der Felswand sich zeigte, und es kam ihm die Ahnung, dort müsse wohl eine Thüre sein. Er nähert sich, tritt auf einen Stein, lüftet das Moos, und findet darunter wirklich eine eherne Pforte, die er zu öffnen beginnt. Indem gleitet er zufällig von dem Stein ab, und stösst einen Fluch aus. Da wird er im Nu von unsichtbarer Hand erfasst, weit von der Felswand hinweggeschleudert, in Dornen und wildes Gestrüppe, das ihm Gesicht, Hände und Kleider zerritzt und zerreisst, und aller Beute verlustig, muss er den Heimweg antreten. Hätte er nicht geflucht, so würde die Pforte ihn zu seinem Glück geführt haben.

---

6. *Die Walderscheinung.*

In einer Mittagsstunde, wo das Wild ruhte, die Vögel schwiegen, und kein Halm sich regte, kein Laub flüsterte, in tiefster geheimnissvoller Naturstille, waren im Walde hinter Singen zwei Männer mit Holzlesen beschäftigt. Wie der Eine sich zufällig nach der zum Gipfel ansteigenden Höhe wendet und auf-

blickt, sieht er mit namenlosem Schreck, nur wenige Schritte von sich entfernt, die weisse Frau des Berges stehen, ernst und schweigend, und ihm winkend. Doch Entsetzen und Furcht fesseln den Fuss des Mannes an den Boden. Sein Kamerad nimmt wahr, dass Jener regungslos steht, er sieht, dass Todtenblässe sein Gesicht überzieht und fragt: „Was fehlt Dir?“ Jener deutet angstvoll und sprachlos nach der Stelle hin, wo die Erscheinung sich zeigte, und bringt nach guter Weile nur die Worte hervor: „Da stand sie!“ Der Kamerad sah nichts, die Erscheinung war verschwunden.

---

7. *Der bethörte Förster.*

Vor Jahren ging der Förster von Dörnfeld, ein lustiger und kecker Mann, der immer alle die Sagen vom Singerberge, die seine alten Kreiser ihm erzählten, als Mährlein verlachte und verspottete, mit einem der Kreiser am frühen Morgen durch die Dämmerung in die Waldung am Singerberg. Im Gehölz unter der Felswand blieb der Förster stehen, um nach einem Raubvogel, der den Bergscheitel umkreiste, zu schiessen, und sagte dem Kreiser, er möge nur einstweilen vorangehen, er werde ihn bald einholen. Als der Kreiser eine gute Strecke gegangen ist, bleibt er stehen, und sieht sich nach dem Förster um, dieser kommt nicht. Er stopft sich eine Pfeife Tabak, und wartet immer noch, aber der Jäger bleibt aus, und dem Kreiser ist, als höre er von Ferne ein ängstliches Rufen und Schreien. Da diess anhält, ruft auch der Kreiser, und jenes Geschrei scheint sich

zu verdoppeln. Nun geht er zurück und dem Rufe nach, der bald daher, bald dorther erschallt, und erst nach einer guten halben Stunde findet er den Förster an dem Felsen stehen und ängstlich um Hülfe rufen, denn dieser weiss nicht mehr, wo er ist, hat Weg und Steg verloren, und kann sich in dem, ihm sonst so wohl bekannten Walde nicht zurecht finden. Rings um ihn scheinen Felsenmauern den Pfad zu sperren. Der Kreiser fasst den Förster, und dreht ihn herum, da sieht jener wieder den Weg und kommt zu sich. Der Förster hatte auf das Irrkraut getreten, das im Walde des Singerberges wächst, und sich nun nicht eher zurecht finden können, bis der Kreiser ihn umdrehte. Aber bestürzt kehrte er heim, und die Jagdlust war ihm für diesen Tag ganz vergangen.

---

8. *Es äfft die Reisenden.*

Gar Mancher, der zur Nachtzeit oder in der Dämmerung am Singerberge vorbei und an ihm hin nach Königsee, Paulinzelle, oder selbst nach Singen und Gösselborn ging, wurde irregeführt und geschreckt, bald durch ein voranflackerndes Licht, bald durch Gestalten oder durch Rufe und Töne. Auf dem Wege von Hammerfeld nach Griesheim erscheint ein schwarzer Bär mit feurigen Augen und wälzt sich den Wanderern in den Weg. Doch nur den Bösen ist seine Erscheinung gefährlich, den Reinen und Guten und Solchen, die auf Berufswegen gehen, kann er nichts anhaben. Bisweilen hört man grausenhaftes Rumoren der Geister und der in den Berg Gebannten, wie von den wildesten Gelagen, dazu schallt Hörnerklang,

Peitschenknall und lautes Halloh weithin in die Thäler. Einst fuhr am frühen Morgen zur Zeit der langen Nächte eine Marktfrau aus Hammerfeld mit ihrem Rollwäglein nach Königsee. Es war noch dunkel, als sie am Singerberg hinfuhr, und der Weg war schlecht. Jetzt nahte sich von weitem ein Licht, und die Frau war schon froh, dass ihr werde geleuchtet werden, und grüsste den Lichtträger, wie er näher herankam, mit einem freundlichen guten Morgen! Aber o Schrecken, der Lichtträger flackert am Wagen vorbei, seine Augen sind feurig, und diese sinds, die so leuchten. Kaum ist des Phantoms grausige Gestalt vorüber, so sitzt der Wagen fest, und die Pferde stehen wie angewurzelt. Die Reisende spricht in ihrer Herzensangst alle Gebete, die sie weiss, doch erst mit dem anbrechenden hellen Morgen ziehen die Pferde den Wagen weiter ohne Anstrengung.

---

9. *Für den Singerberg wird gebetet.*

Allgemein geht in den Dörfern um den Singerberg die Sage, dass sein Schoos angefüllt sei mit vielen hunderttausend Fässern voll Wein, den in der alten Zeit die Ritter darin aufgehäuft. Spärlich entrinnt ein Theil dieses Weines, und mischt sich mit dem Gewässer der Quellen, die aus der Tiefe hervorbrechen, und davon sind diese Quellen so erfrischend und stärkend! Aber es drohe die Zeit zu kommen, wo die Fässer und mit ihnen zugleich der Berg bersten werde, dann ergiesse sich unendliche Weinfluth über das Land, und alles Lebendige müsse darin ertrinken. Damit solch Unheil verhütet bleibe, werde

nun alljährlich in allen katholischen Kirchen zu Erfurt einmal für den Singerberg gebetet, auf dass er nicht berste. —

Es möge für den Zweck dieser Abhandlung mit den gegebenen Sagen genug sein. Noch hat sich im Volk die Tradition erhalten, dass, wer in der Christnacht zum Gipfel des Singerberges aufschaue, droben zwei grosse und helle Lichter brennen sehe, welche Kerzen die verwünschte Prinzessin zu Ehren der heiligen Nacht entzünde. Wer aber hinaufsteige, finde die Kerzen niemals, und niemals die Stelle, an der sie brennen.

Zauberkräftige Kräuter sollen am Berge wachsen. Ruthen, in der Mitternachtsstunde droben abgeschnitten, zähmen das Vieh leicht und gewöhnen es zum schnellsten Gehorsam. Stämpfel in Butterfässer, deren Holz in den zwölf Nächten auf dem Berge geschlagen wurde, haben die Kraft, die Menge der Butter zu verdoppeln. Vielen aber ist der Versuch, zur genannten Zeit solches Holz zu holen, sehr übel ausgeschlagen. —

Was sollen nun, so fragen manche, diese Sagen und Mährchen, diese Ausgeburten des Volksaberglaubens, die nicht einmal ganz neu und originell sind, die an und von andern Orten fast auf gleiche Weise erzählt werden? Was haben sie mit ernster Forschung, was hat ernste Forschung mit ihnen zu thun?

Mit vollem Recht zieht die Alterthumsforschung das interessante Gebiet der Sage in ihren Kreis und achtet auf die flüsternde Mährchenstimme. Hier ist ihre Aufgabe; wenn es möglich, den Ursprung der Sage zu ergründen, deren wiederholtes Begegnen an andern Orten und Stellen nachzuweisen, den ge-

heimen Sinn zu deuten, und endlich die Verbindung aufzufinden, in welcher die einzelnen Traditionen zu der grossen Gesammtheit der deutschen Sage überhaupt stehen, die als solche eine Trägerin und Bewahrerin der deutschen Mythologie, oder besser der deutschen Mythenlehre ist, da man gewohnt ist, bei dem Begriff des Ausdrucks Mythologie nur an gestaltete Gottheiten zu denken. Es giebt im Gebiete der deutschen Sage gewisse Hauptgrundzüge, welche überall ihre charakteristische Eigenthümlichkeit bewahren, welche sich besonders gern in gewissen Höhenpunkten concentriren, und auf solchen ihre Hieroglyphen gleich Elfenkringeln auf Triften und grüne Bergeshalden hinzeichnen. Solche bevorzugte, meist durch ihre Lage und Aussicht ausgezeichnete Höhen sind es, die ich Träger der Volkssage nenne, an solchen Höhen ist Thüringen, überhaupt Mitteldeutschland, besonders reich, und als einen solchen Pfeiler des grossen Wunder- und Zauberpalastes der deutschen Sage finden wir auch den Singerberg.

Alle Traditionen dieses Berges deuten nach ähnlichen, verwandten hin, weisen nach einer grossen Gemeinschaft.

Das versunkene, das verwünschte Schloss finden wir unzählige Mal in Thüringen und Franken wieder, es reiht sich den über ganz Deutschland verbreiteten Sagen von Städten und Ortschaften an, die in Folge lasterhaften Lebens der Bewohner oder eines Fluches versanken, eine Tradition, die bis zu den urältesten Zeiten hinauf reicht; man denke an Sodom und Gomorrha. Die Art des Unterganges gilt gleich. Ueberall aber, wo diese Sage sesshaft ist, knüpft sich die Erscheinung einer gleichzeitig

mitverwünschten Prinzessin, einer weissen Frau, wandelnden Jungfrau an, welche auf Erlösung hofft, welche winkt, ruft, und einzelne Auserwählte in das Bergesinnere hinein führt, wo diese die Verzauberten leibhaftig sitzen sehen. In der mitgetheilten Singerbergsage hören wir das verhallende Echo der Kifhäusersage; wie dort dem Barbarossa, so ist hier allen Rittern der Bart durch den Stein-Tisch gewachsen, wie er, so schlafen auch sie, wie er, so fragen auch sie. Um zum bevorzugten Eintritt und Anblick zu gelangen, ist auch hier, wie überall, das Finden und Pflücken der Wunderblume nöthig, deren Farbe die Sage stets blau, weiss oder gelb bezeichnet. Wenn die Sage sich darauf einlässt, die Blume zu nennen, so ist die blaue eine Glockenblume, die weisse eine Lilie, die gelbe eine Schlüsselblume; bei letzterer wirkt der Name symbolisch, denn die Blume überhaupt ist Schlüssel zu den unsichtbaren Pforten von Erz oder Stein. Ein einziges Mal begegnete mir im Volksmund die Bezeichnung einer Tulipane, sicher nur willkührliche und späterer Zeit angehörige Variante. Die Begabung der in den Bergesschoos Geführten variirt auf hundertfache Weise, oft auch gehen sie leer aus, und zeigten sie sich habgierig, dann folgt die Strafe auf dem Fusse und meist am Fusse. Die zuschlagende Thüre zerschmettert die Ferse des Heraustretenden, dass er lahm bleibt, dass die Kurkosten den entführten Gewinn aufzehren, oder dass der Geschädigte daran stirbt.

Andere in die Bergestiefen Eingeführten schlafen eine unendliche Zeit, die ihnen ganz kurz dünkt, und finden beim Austritt den Heimathort verändert, werden von dem neuen Geschlecht nicht mehr ge-

kannt; endlich findet sich, dass sie 7 Tage, oder so viel Wochen, Monate, Jahre, aber auch hundert, ja zweihundert Jahre geschlafen haben. Diess sind Verjüngungen uralter Sagen; wer denkt nicht an die christliche Legende von den Siebenschläfern? Selbst die Entrückung Muhameds durch sieben Himmel schlägt in dieses Gebiet, nur entgegen gesetzt. Meist ist eine bedeutungsvolle, heilige Zahl dabei. Den Schläfern der deutschen Mythe deucht die lange Schlummerzeit nur kurz, in der arabischen Mythe geschieht in unglaublich kurzer Zeit das Unglaubliche. Häufig lässt die Sage die Eingetretenen nur dann so lange im Zauberschlafe befangen sein, wenn sie von den lockenden Speisen und Getränken genossen haben. Dass auf Genuss die Strafe folge, lehrt ja schon die Schöpfungsmythe des Menschengeschlechts. Auch Proserpina bleibt ein halbes Jahr an die Unterwelt gebannt, weil sie deren Früchte brach und ass.

Auch die Bethörung, das Irregehen, das Aeffen der Reisenden, die Strafe des Fluchens findet überall in der Sagenwelt ihr Echo, ihre Wiederholung, so wie auch das „Beten" für den Berg, damit er nicht berste und die Umgegend ertränke, in thüringischen Traditionen öfter begegnet. Und da ist es jedesmal Erfurt, des Thüringerlandes uralte Metropolis, wo die Fürbitte geschieht, und jedesmal in den katholischen Kirchen. Dieses ist eine ganz eigenthümliche und beachtenswerthe Richtung der Volkspoesie. Ist die Meinung der Tradition, dass das Gebet in jenen Kirchen kräftiger sei, oder haben wir darin nur einen Fingerzeig zu erblicken, dass die Sage älter ist, als die Reformation? Ich glaube, dass beides der Fall ist. Es ist naturgemäss,

dass die Sage, deren Natur immer mythisch und mystisch zugleich ist, und deren Wurzeln in den Schoos früher Zeiten hinabranken, an den alten Kult sich anklammert, und nur selten von neuern Bewegungen in der Glaubenswelt Notiz nimmt. Der katholische Kult hegte durch Gebräuche mehr das Wesen der Sage, als der protestantische. Ceremoniöse Weihungen, Benedictionen des Wassers, des Salzes, der Palm- und Weidenzweige, Exorcismen, Segenssprüche, Zauberbann und Formel, letztere im Mittelalter und zur unseligen Hexenzeit an der Tagesordnung, waren allzumall Hebel des Sagenelementes, wie sie leider auch Beförderungsmittel des Volksaberglaubens waren. Dazu gesellte sich bald das offene und geheime Wirken der Jesuiten, die lange genug als Betrüger des Volkes, als Schätzegraber, Gespensterbanner, Exorzisten u. s. w. selbst die Rollen unsaubrer Geister spielten, so dass sie noch heute in den Sagen des Volkes fortleben. Wo von einem zu bannenden Geist, von einem zu hebenden Schatz in der thüringischen Sage die Rede ist, heisst es fast jedesmal: da wurde der Jesuiter von dem und dem Ort (dem nächsten katholischen) geholt, oder es kommen aus weiter Ferne Jesuiten; sie kennen des Ortes, des alten Klosters vergrabene Schätze, sie haben die Wünschelruthe, die Zauberbücher, sie bannen die Geister, sie tragen die Schätze davon.

Besonders wichtig erscheint in den Singerbergsagen das in gewissen Nächten und zu gewissen Stunden aus der Tiefe vernommen werdende Singen, das, der Sage zu Folge, dem Berge seinen Namen gab, das Geschrei und der Tumult wüster Zecher. Hier finden wir vielleicht das Geschrei der Seelen wieder, das aus der Kluft des Hörseel-

berges vernommen ward. Nur tritt hier nicht so wie dort die Lockung zum Eintritt in den Berg durch die zauberische Frau Venus hinzu.

Nicht minder fehlt der Singerbergsage eine solche Persönlichkeit, wie der Hörseelberg als Venusberg am Tannhäuser hat, doch an die dem Hörseelberg ebenfalls anhaftende Sage vom wilden Heer rührt die Tradition bedeutsam. In ewigen Metamorphosen begriffen wandelt in ihrer verjüngenden Incarnation die Sage von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Ob nun gleich der Singerbergsage, wie eben erwähnt, eine mythische Person mangelt, so möge doch, als Beweis, wie harmlos, oft sogar keck, die Sage des Volkes in den Phasen ihrer Verjüngung historisch bedeutsame Personen in ihre Kreise zieht, zum Schluss eine Variante der Singerberg-Traditionen hier stehen, welche ich handschriftlicher Quelle verdanke. Sie ist einem alten geschriebenen Buche entnommen, das ein Privatmann zu Rudolstadt besitzt, und lautet:

Doctor Martin Luther verwünscht das Schloss auf dem Singerberge.

Auf dem Singerberge war vor langer Zeit ein stattliches Schloss gelegen, welches ein bejahrter Graf mit nur wenigem Gesinde bewohnte. Er liebte die Stille der Einsamkeit, in welcher er lebte, verliess selten oder nie seine Burg, und zeigte sich nichts weniger als gastlich gegen die zechlustigen Stegreifritter der Umgegend, die bisweilen bei ihm einsprachen, um ihn zu beschmausen. Daher kam es, dass der alte Graf in den Ruf eines Schätze häufenden Geizigen kam, und dass diese Schätze ihm vielfach beneidet, und von den Schnapphahnen lebhaft

ersehnt wurden. Unter diesen Gesellen befand sich auch ein junger Anverwandter des alten Grafen, welcher grosse Lust empfand, ihn zu beerben. Da nun der Alte diesem Jungen zu lange lebte, so verband sich der letztere mit seinen Genossen zu einem Raubzug; sie überfielen die Burg, tödteten den Alten, theilten, was sie fanden, und sprengten aus, der Graf sei gestorben. Der junge Ritter blieb alsbald im unangefochtenen Besitz des Schlosses, und dieses wurde fortan ein Tummelplatz der ausgelassensten Schlemmerei. Bald waren die Vorräthe verprasst, und um das begonnene Leben fortsetzen zu können, mussten neue Raubzüge unternommen werden. Es wurde den Reisenden, welche die, unten am Berg vorbeiführenden Strassen entlang zogen, aufgelauert, und diese wurden sammt ihren Gütern auf die Singerburg geschleppt, wo man sie tödtete, oder in schmählicher Gefangenschaft hielt. Eines Tages zog eine vornehme Frau mit ihren Töchtern und mit weiblichem Gefolge unterm Berge hin, der nur wenige Diener zur Bedeckung beigegeben waren. Auch diese Dame wurde mit den Ihrigen gefangen und ihre Knechte in die Flucht gejagt. Die rohen Raubritter zwangen die edlen Frauen, Theil zu nehmen an ihren wüsten Zechgelagen, bei denen es zuletzt nicht an entehrenden Anmuthungen fehlte. Zum Glück der Geängstigten erhob sich unter den Rittern ein Streit, Welchem unter ihnen die Schönste der Jungfrauen zu Theil werden sollte? und nach langem Hin- und Herreden wurde dieser Streit dahin geschlichtet, dass Derjenige, welcher von einem alsbald vorzunehmenden Raubritt die reichste Beute zur Burg führen werde, die Schönste als Beutelohn erhalten und sein nennen sollte, und so sollte, bis zu den Zofen herab, der

minder reich Zurückkehrende auch mit der mindern Schönheit sich begnügen. Dieser Rath fand Beifall; die Frauen wurden der Obhut der alten Schliesserin übergeben, das Thor wurde geschlossen, und die Raubrotte verstreute sich, und legte sich lauernd hinter Busch und Dickicht. Lange lauerten die Wegelagerer, kein Kaufmannszug erschien, kein Wagen, der reichen Fang verheissen hätte. Endlich zogen einige Mönche des Wegs, und unter ihnen war Doctor Luther. Sie wurden gefangen, aber, bis auf Luthern, wieder entlassen; dieser soll, um mit ihm Kurzweil zu treiben, mit auf die Burg. Jetzt aber zeigt sich ein beuteverheissender Wagenzug, die Raubritter lassen bei Luther einen Wächter und stürzen sich auf die Reisenden. Der Wächter ist müde, denkt, sein Gefangener werde nicht entrinnen, streckt sich auf den Rasen, entschlummert und Luther — entflieht durch das Dickicht. Er erblickt über sich die Burg, hofft in ihr Schutz und Schirm, und nahet dem Thore. Oben auf der Mauerzinne stand die gefangene Frau, und rief herab: „Entfliehe eilend! Du nahst einer Räuberhöhle!» Rasch enteilt der Gewarnte, aber er läuft einigen der Rottgesellen in die Hand, die ihn zur Folge zwingen. Abends soll er in dem Saal Theil am Gelage nehmen und Zechlieder singen. Und er that es, er schien in die Fröhlichkeit einzustimmen, bald entschliefen die Ritter und Reissige in voller Trunkenheit. Noch waren die edle Frau, ihre Töchter und Dienerinnen an ihren Ehren ungeschädigt, und als nun die Ritter, Knappen und auch die alte Schliesserin schliefen, so nahm ihr Luther die Schlüssel ab, führte die Frauen aus der Burg, die ihre geraubten Kostbarkeiten mit sich davon trugen, und sang im Gehen sein kräftiges Lied:

Allein Gott in der Höh sei Ehr,
Und Dank für seine Gnade,
Darum, dass nun und nimmermehr
Uns rühren kann ein Schade.
Ein Wohlgefallen Gott an uns hat,
Nun ist gross Fried ohn' Unterlass
All Fehd hat nun ein Ende.

Dann verwünschte er das Schloss und die Bewohner darin tief in die Erde hinein, und zwar so, dass es Niemand wieder erblicken könne, als wer den ersten Vers dieses Liedes singe.

Das so schnell verschwundene Schloss kam bald in Vergessenheit, und lange Jahre blieb der Berggipfel einsam und unbesucht. Einst weidete ein Schäfer droben seine Heerde, blies auf seiner Schalmei, und stimmte von ohngefähr Luthers Kernlied an, siehe, da hob sich vor seinen Augen sichtbar der stattliche verzauberte Bau. Er wagt sich hinein, findet Alles leer und öde, in den Kellern aber findet er die schlafenden Ritter bei den vollen Fässern. Er füllt mit edlem Wein seine Kürbisflasche an, und verlässt die Burg; als er den Schritt über die Schwelle ihres Thores setzt, verschwindet sie hinter ihm. Der Wein ist köstlich und nimmt nicht ab, niemals aber findet der Schäfer die Burg wieder, weil er den Zauber nicht ahnet, durch dessen Kraft sie sich sichtbar zeigt. Endlich erzählt er einem Freund sein Abenteuer und will ihm den Wein kosten lassen — da ist die erst noch volle Flasche plötzlich leer, und der Wein hat ein schnelles Ende.



V.

Gedichte von verschiedenen Verfassern.

Des Königs letzter Wille.

„Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott!“

Es hält ein edler König, vom Siechthum hart umfasst,
Auf seinem Schmerzenslager die unwillkommne Rast.
Da denkt er seines Lebens und seiner Leiden Drang;
Er schaut getrost nach Oben — sein Herz ist nicht mehr bang.

Es öffnet ihm der Glaube der Zukunft dunkles Thor,
Ein heiliges Vertrauen hebt ihn im Geist empor;
Was er umfasst mit Liebe — sein Haus, sein Volk und Land, —
Dem ist das Heldenauge mit Klarheit zugewandt.

Den Griffel fasst die Rechte — sein Scepter soll er sein;
Er will den letzten Willen all seinen Lieben weihn;
Dass, kommt die Scheidestunde, er künden mag der Welt,
Wie treufest bis zum Tode sein Wort ein König hält.

„Viel hab' ich hier gelitten; mein Kampf war lang und schwer.“
Beginnt er: — „harte Stürme, sie braussten auf mich her.
„Von Feindesnoth umfangen sah ich das Vaterland,
„Vom grimmen Tod zerrissen ward meiner Liebe Band.

„Da rief ich auf zum Himmel in namenlosem Weh,
„Zu Ihm, der straft und segnet — zum Vater in der Höh'.
„Ihm legt' ich meine Sorgen vertrauend an die Brust:
„Er hat mein Leid gewendet, — nach Schmerzen gab er Lust.

„Er wog des Feindes Wüthen — er wog des Landes Leid;
„Er rief mich auf zum Kampfe! — Da war mein Volk bereit;
„Mit Gott für seinen König erstand es wie Ein Mann!
„Wie strahlte Preussentreue, als sie den Sieg gewann!!

„Und meines Volkes Liebe und meiner Kinder Glück,
„Sie führten mich zur Freude aus tiefem Leid zurück.
„Die Eintracht hielt den Frieden im Lande mir und Haus';
„Da strömt' in Dankes Worten das volle Herz sich aus!

„Und Sie, die mir im Leben so lieb, so theuer war,
„Sie bot — ein lichter Engel — ein neues Glück mir dar;
„Ihr Ebenbild an Treue führt' Ihre Hand mir zu:
„Da fand mein Herz im Alter die langersehnte Ruh!

„Mit Dank geh' ich von hinnen! Das künd' Euch hier mein Wort.
„Wenn Ihr es les't, Ihr Theuren, bin ich im sichern Port.
„Des Abgeschiednen denket, denkt seiner liebevoll,
„Und nehmt zum letzten Male des Vaterdankes Zoll.

„Dank Dir, du treue Gattin, des Alters Trost und Stab!
„Dank Euch, geliebte Kinder, die Gottes Huld mir gab!
„Dank Euch, Ihr edlen Diener, die treu dem Vaterland,
„So brav in Pflicht und Ehre allzeit mein Herz erfand!

„Dank Dir für Deine Liebe — mein Volk — für Dein Vertrau'n!
„Steh' fest in treuem Sinne — dann wirst Du Segen schaun!
„Auch Euch, die Hass und Thorheit gelenkt zu bösem Rath,
„Auch Euch sei hier vergeben — der Vorsatz wie die That."

Der König hat's geschrieben, — befriedigt ist sein Herz.
Er hat ihn überwunden, den letzten Erdenschmerz.
Allvaters treuen Händen befiehlt er seinen Geist!
Er ist bereit zum Sterben, das ihn zum Himmel weis't.

Doch Andres ist beschlossen. — Ein Engel schwebt herab,
Sein Fittich weht Genesung — sein Wort verschliesst das Grab;
Noch dreizehn Jahre waltet der starke Königsheld,
Ein Vater seinem Volke, — ein Friedensfürst der Welt.

Da endlich schlägt die Stunde, die Jeglichem erscheint.
Der König geht zur Heimath, und jedes Auge weint.
Des letzten Willens Siegel lös't edlen Sohnes Hand:
Des alten Königs Liebe verkündet er dem Land.

Und auf zum Himmel schauen wir Preussen schmerzensvoll!
Wir bringen solcher Treue des Herzensdankes Zoll!
Fahr' wohl, Du guter König, Du Vaterlandes Stern!
Der Name des Gerechten — Dein Name — strahlt von fern!!!

Benicken.

Thüringen.

Thüringen, du holdes Land,
Wie ist mein Herz dir zugewandt!
Deine Bergeshäupter ragen
Auf gen Himmel kühn und stolz,
Und auf ihrem Scheitel tragen
Sie der Tanne schlankes Holz.
Deiner Wälder dunkle Hallen
Hegen, pflegen edles Wild,
Und das Lied der Nachtigallen
Frisch aus Busch und Haine quillt.

Thüringen, du holdes Land,
Wie ist mein Herz dir zugewandt!
Silbern springt in deinen Gründen
Mancher frische Labequell,
Und durch deine Thäler winden
Bäche sich so klar und hell.
Weichen Rasens Teppich breitet
Bunt sich zwischen Waldessaum,
Wo der Fuss des Wandrers gleitet
Stets auf hundertfarb'gem Raum.

Thüringen, du holdes Land,
Wie ist mein Herz dir zugewandt!
Früh auf deinen Feldern reifet
Goldner Aehren Segenswucht,
Und so weit das Auge streifet,
Prangt und glänzt die reiche Frucht.
Jubelnd tönt uns oft entgegen
Arbeitfroher Schnitter Lied,
Wenn vergnügt auf allen Wegen
Nun die Ernte heimwärts zieht.

Thüringen, du holdes Land,
Wie ist mein Herz dir zugewandt!
Alte wunderbare Sagen
Nachts durch deine Wälder gehn;
Horch! von ihnen rauschen, klagen
Alle Wipfel auf den Höhn.
Mährchen sind es, die in Schaaren
Hier als Geister thätig sind;
Sie erblickt von wenig Jahren
Nur ein unschuldvolles Kind.

Thüringen, du holdes Land,
Wie ist mein Herz dir zugewandt!
Hier die alte Klostermauer,
Dort des Bergs verfallnes Schloss,
Wo in Freude, wie in Trauer
Manche heisse Thräne floss.
Und wohin auf Höhn, in Gründen
Ein begeistert Auge blickt,
Hat mit ihren Duftgewinden
Poesie das Land geschmückt.

Ludwig Storch.

Abschied von Thüringen.

In vier Liedern.

1.

Thüringen, mein Thüringen,
Du lieber Aufenthalt!
Von dir nur möcht' ich singen
Und deinem Bergeswald.

In dir nur möcht' ich weilen
Und gehn auf Berg und Thal,
Da würde mir wohl heilen
Mein wundes Herz zumal.

Den Odem möcht' ich trinken,
Der deine Berge küsst,
An deinen Busen sinken,
Wo mich ein Thal begrüsst. —

Die Jugend war mir trübe;
Du hast mich nicht gepflegt.
Doch hab' ich treue Liebe
Von früh für dich gehegt.

Und als mein heisses Lieben
Nun recht entglommen war,
Hast du mich ausgetrieben,
Verstossen ganz und gar.

Du willst mich nicht! — Ich gehe
Und weine die Augen mir roth,
Und möcht' vor lauter Wehe
Mich weinen gar zu todt.

2.

Und als ich hoch auf der Scheide
Der Thüringer Berge stand,
Da rief ich schmerzlich ins Weite:
Thüringen, mein Vaterland!

Da lag es vor mir in bunter
Gestaltung. Ausstreckt' ich die Hand,
Und weinte noch ein Mal hinunter:
Thüringen, mein Vaterland!

Du hast mir Vieles gegeben;
Nimm hin mein Herz dafür!
Wie gern doch weiht' ich mein Leben
In Kampf und Sorgen dir!

Deine Thäler und Berge haben
In ihrer Wälder Nacht
Mit wunderbaren Gaben
Mich wunderbar bedacht.

Sie haben in heiligen Stunden
Ihre Schätze mir aufgethan;
Sie haben mich gewunden
An Bergesherz hinan.

Sie haben mich traulich umfangen
In grüner Heimlichkeit,
Da ist mir aufgegangen,
Was mich zum Dichter geweiht.

Da hab' ich oft gelauschet
Dem Pulsschlag der Natur,
Die Bäume haben gerauschet,
Als sie der Sturm durchfuhr.

Und selig bang beklommen
Hört ich des Sturmes Geist;
Ich habe sein Wort vernommen,
Und weiss nun, wie es heisst.

Auch dich hab' ich verstanden,
Du Berghieroglyphenschrift,
Wusst', was ihr fühlt, ihr bekannten
Höhn, Thäler und Geklüft;

Und was ihr, Bäume, gesungen,
Verstand ich so genau.
Wir hielten uns ja umschlungen
Innig wie Mann und Frau.

Und ihr habt wieder verstanden,
Ihr Berge, was ich gefühlt,
Die Gluthen in mir die entbrannten,
Die meine Brust durchwühlt.

Ihr Bäume, habt es empfunden,
Was mich so mächtig bewegt;
Ihr habt in den seligsten Stunden
Um mich die Arme gelegt.

Mit euern Fingern, den runden,
Habt ihr mir die Wangen gekühlt.
Ihr Berge, habt mich empfunden,
Ihr Bäume, habt mich gefühlt!

3.

Lebt wohl! Lebt wohl! Ich scheide.
Ihr Dörfer gross und klein,
Hier nah, dort in der Weite,
Es muss geschieden sein.

Stadt mit dem weissen Schlosse,
Dem stolzen Fürstenbau!
Ihr grünen Bergkolosse!
Du blüthenreiche Au!

Als ein verkannter Armer
Verliess ich dich, o Stadt!
Der nur ein Herz voll warmer,
Wahrer Gefühle hat,

Der nur ein Aug' voll Wasser
Zum Abschied zeigen kann,
Doch gegen seine Hasser
Ein sehr verzeihlicher Mann.

Es hielten die edeln Richter
Oft über mich Gericht;
Ich weiss, die grossen Lichter
Sie mochten mich Alle nicht.

Ich wollte still nur leuchten,
So wie die Rose thut,
Die blühend auf dem feuchten
Hellgrünen Moose ruht.

Sie aber wollten's nicht dulden
Und wurden zornesheiss;
Sie meinten, ich mache Schulden,
Und sei zu naseweis.

Zwar Leidliches hätt' ich geschrieben,
Doch ohne Kraft und Saft,
Nicht genug hätt' ich betrieben
Die hohe Wissenschaft.

Ich hätt' vom Lehrerstuhle
Zu wenig doch gelernt,
Und von der hohen Schule
Mich allzufrüh entfernt.

Es sei doch all mein Treiben
Ein nichtiges fürwahr;
Ich solle mich nicht reiben
An Andern wollen gar.

So macht' ich dem Einen dieses,
Dem Andern jenes nicht recht.
Wie dumm! bei dem Einen hiess es,
Bei dem Andern hiess es: wie schlecht!

So schwatzten sie Alle und rieben
Sich die menschenfreundliche Stirn,
Und was ich eben getrieben,
Erhitzt ihr Bischen Gehirn.

Da sassen sie nun verständig
Zusammen im hohen Rath,
Und räsonnirten unbändig
Ueber Alles, was ich that.

Und ich? — Ich hab's vergessen,
Wenn auf den Bergen ich lehnt',
Und vor mir unermessen
Die Welt sich ausgedehnt.

Und ich? — Im innern Herzen
Vernahm ich der Berge Gruss.
Da wichen alle Schmerzen
Dem seligsten Genuss.

Was könnt ihr, riesige Berge,
Dafür, dass sie so klein?
Für aufgeblasener Zwerge
Hochweise Geisterlein?

Zwar priesen sie sich Meister,
Und ich schwieg still dazu.
Ihr gewaltigen Bergesgeister,
Ihr liesst sie wohl in Ruh'.

Wenn sie mich klein gepredigt,
Kam ich in euern Schoos,
Dann habt ihr mich entschädigt,
Und ich ward wieder gross.

Dann hat er wieder gesprudelt
In mir, der Flammenquell;
Ob sie mich auch gehudelt,
Er war heiss, stark und hell.

Drum macht mir's viel Beschwerde,
Dass ich euch lassen muss,
Ihr Berge. — Heimatherde,
Nimm meinen Abschiedskuss!

4.

Den Abschiedskuss? — Hast du's bedacht,
Und willst du wirklich gehen?
Wirst du das Land mit seiner Pracht
Auch jemals wiedersehn?
Du gehst in fremde Länder nun,
Wirst nicht in diesen Thälern ruhn,
Auf diesen Bergen stehn.

Und wirst vielleicht — o bittres Loos! —
Wenn deine Stunde schlägt,
Nicht in der Heimath theuern Schoos
Zur Grabesruh gelegt.

Und auf des Hügels grünem Raum
Blüht dir kein heimathlicher Baum,
Von Freundeshand gepflegt.

Ich muss ja fort, und ob mir gleich
Das Herz zu brechen droht.
Mein Vaterland, so gross und reich,
Gibt mir kein täglich Brot.
Ich gehe — herbes Missgeschick!
Vergönne mir noch einen Blick,
Mitleidiges Abendroth!

Ludwig Storch.

Strasse nach Oberhof.

Fort nun aus des Thales Mitte!
Thalessehnsucht ist gestillt.
Bergessehnsucht treibt die Schritte
Aufwärts, wo die Brust mir schwillt,

Wo sie wieder schwillt vom vollen,
Heiligen Drang nach grosser That,
So wie sie mir jüngst geschwollen,
Als ich dieses Thal betrat.

Neue Sehnsucht soll dich nähren,
Ist die alte kaum verglüht,
Du mit deinen Wonnezähren,
Weiches, kindliches Gemüth!

Ja als Kind durch diese Wälder
Streif' ich, die so lieb mir sind;
Ach, und würd' ich noch viel älter,
Wandert' ich doch stets als Kind.

Weint' der Wehmuth heisse Tropfen
In des Waldes Einsamkeit,
Fühlte hoch das Herz mir klopfen,
Schaut' ich von den Bergen weit;

Hüpft' im Thal, und wiegt in süsse
Träume mich an Baches Rand,
Schaut' in seine Fluth und liesse
Wellchen gleiten durch die Hand.

Heute hab' ich's so getrieben,
Morgen wieder soll's geschehn;
Möcht' mit meinen Wünschen, Lieben
Stets im alten Kreis mich drehn,

Und auf meine Berge wandern,
Von den Bergen in das Thal,
Stets von einem zu dem andern,
Sonder Rast und sonder Wahl.

Freundlich Thal, leb' wohl für heute,
Haine, Matten, Fluss darin,
Dörfchen ihr, und ihr Gebäude,
Wo ich gern und glücklich bin!

Rechts die Warte prangt in Röthe
Von der Sonne letztem Strahl,
Links des Ofens hohe Schlöte
Dampfen in Luisenthal.

Weisses Kirchlein dort am Wege,
Hier am Berge, Jägerhaus,
Nehmt ihr doch im Thalgehege
Euch wie schmucke Perlen aus!

Und die Hütten all dazwischen!
Stutzhaus, Schwarzwald und das Ried!
Und das Bächlein, das mit frischen
Augen aufwärts nach mir sieht!

Aufwärts! Aufwärts! Rüstig steigen!
Oben harrt ein schöner Lohn.
Bald wird sich das Schlösschen zeigen
Hoch auf grünem Bergesthron.

Wie's mit sonnenhellen Blicken
In die Thäler niederschaut,
Auf des Bergs smaragd'nem Rücken
Wie von einer Fee erbaut!

Wie der Strasse weisse Schlange
Leicht gewunden aufwärts kriecht!
Steige muthig, und nicht lange,
Und du hast den Berg besiegt!

Oberhof mit seinen Hütten,
Seinem Schlösschen ist mir nah,
Und nach wenig steilen Schritten
Bin ich Glücklicher schon da.

Mich empfängt mit hellen Räumen
Freundlich hier ein gastlich Haus.
Unter stillen bunten Träumen
Ruh' ich, mich erquickend, aus.

Hier im wechselvollen Fluge
Mensch und Thier vorüber zieht!
Hier siehst du des Ringes Fuge,
Der verbindet Nord und Süd.

Aber ich, ich lass sie drängen
Hin und her an diesem Ort,
Mit Gedanken und Gesängen
Zieh' ich in die Berge fort.

Auf den Schneekopf will ich klimmen,
Rufen nordwärts hergewandt:
Sei gegrüsst mit tausend Stimmen,
Mein geliebtes Vaterland!

Ludwig Storch.

Das Dr. Faust - Gässchen zu Erfurt.

Gar viel könnt' ich erzählen vom alten Doctor Faust,
Der vor vierhundert Jahren gar wunderlich gehaust,
Der in den Künsten allen war übertief gelehrt,
Mit Zauberern und Hexen hat oft und viel verkehrt.

Doch will ich euch vermelden nur einen kurzen Schwank,
Und wenn ihr nur für diesen wohl freundlich saget Dank:
Nun dann, wenn's euch beliebet, mag's immerhin denn sein,
Will ich euch mälig öffnen der Wunder vollen Schrein.

Zu Erfurt, in der alten, gelahrten, lieben Stadt,
Der Dr. Faust sein Wesen auch einst getrieben hat;
Zu Erfurt — wollt mir's glauben! — erschreckt er Volk und Rath
Durch eine wundervolle, gar fabelhafte That.

Ein Gässchen, schmal und enge, kaum einer Elle breit,
Ward in dem lieben Erfurt gebaut zu dieser Zeit;
Der weise Doctor selber hat es für sich gebaut,
Und höchlich lachten Alle, die es so eng geschaut.

Wer durchzugeh'n versuchte, dem ward es angst und bang
In diesem himmelhohen, so winzig schmalen Gang;
Und Mancher, der es wagte, mit Mühe kroch hervor,
Rief aus: „der weise Doctor ist doch ein rechter Thor!"

Darob der Faust erzürnte, verscheucht das Volk wie Spreu,
Gar grimmig oben thronend auf vollem Fuder Heu;

Mit seinen schwarzen Hengsten, mit seinem Vier-
gespann
Jagt er durch alle Spötter gerad' aufs Gässchen an.

Und risch, verhängten Zügels, und risch, in vol-
lem Trab
Sprengt er mit seinem Fuder das Gässchen flugs hinab;
Die festen Mauern weichen dem mächt'gen Dr. Faust;
Von teuflischem Gelächter sind die es schaun um-
graust.

Das Gässchen aber steht nun schon manch Jahr-
hundert lang,
Und wer hindurch sich windet, dem wird es heut
noch bang;
Und ist auch das Gelächter der Teufel jezt wohl still,
Gleicht's doch dem Tugendpfade zur Hälfte, wenn
man will.

Ferd. Rinne.

Der Graf Ernst von Gleichen.

Habt ihr gehört vom Grafen Ernst von Gleichen,
Dem zwei der Frauen waren hold zugleich? —
Drei Burgen, stillen Wittwen zu vergleichen,
Sie einst sein Reich, ernst thronen sie und bleich
Bei Erfurt, wo im hehren Dom zu schauen
Der edle Graf mit seinen beiden Frauen
Von roher Hand in rohen Stein gehauen,
Des Grafen und der Frauen Leichenstein.
Zwei Einem treu, sagt, sollt es möglich sein?

In schwesterlicher Eintracht zwei der Frauen
Ja lebten sie zumal sammt Ehgemahl,
So wie noch jetzt drei Burgen niederschauen
In schwesterlicher Eintracht in das Thal!

Verfallen ist der Schlösser alt Gemäuer,
Die Sage webt nur nebelhaften Schleier,
Doch heute sind sie treu sich noch und theuer,
Ein innig Kleeblatt grünt der Burgen Drei,
Ausschaut ihr Blick nach drei *) der Städte frei.

Siehst du der Panzer und der Helme Glänzen,
Der Ritter Schaaren an der Burgen Saum?
Ist's Kaiser Heinrich **), der mit Waffentänzen
Dich Markgraf Eckbert ***) drängt im engen Raum?
Ist's Glockenklang, der Weihnachtsfest einläutet?
Nein, Schlachtendrang der Schwerter Klang bedeutet,
Der Kaiser flieht, sein Lager ist erbeutet,
Manch Ritter, Bischof liegt erschlagen todt,
Vom Blut ist Schwert und Schnee so purpurroth!

Doch nein! schon ruhst du, Heinrich, hundert Jahre,
Verschollen ist Thüringens Markgrafthum!
Auf dass man fern gen Palästina fahre,
Zu streiten für des Kreuzes Ehr' und Ruhm,
Stehn an der Burg die Gleichischen Vasallen;
Der Landgraf Ludwig †), Kaiser Friedrich ††) wallen.
Die Gatten †††) scheidend in den Arm sich fallen;
Fort zieht dein Gatte, arme Adelheid,
Graf Ernst läst dich daheim in grossem Leid!

---

*) Von den drei Gleichen-Burgen aus sieht man die Städte Erfurt, Gotha und Arnstadt.

**) Kaiser Heinrich IV. belagerte die Burg Gleichen und lieferte daselbst eine Schlacht gegen Eckbert zu Weihnachten des Jahres 1088..

***) Eckbert II., Markgraf von Thüringen.

†) Ludwig der Heilige.

††) Friedrich II. im Jahre 1227.

†††) Graf Ernst von Gleichen und dessen Gemahlin Adelheid, deren Vornamen von Andern anders angegeben werden.

Schon sind der Sommer dreizehn hingeschwunden,
Seitdem Graf Ernst von Velseck-Gleichen ging,
Und, ach, die treue Lieb' ihm fest verbunden,
Die Gräfin noch nicht von ihm Kund' empfing.
Sie trauert einsam auf dem Wittwensitze,
Tief fühlt sie herber Trennung scharfe Spitze,
Weh deutet ihr, dass rasch mit Einem Blitze *)
Der Burgen dreifach Schloss in Flammen steht,
Eh' noch der Trennung viertes Jahr vergeht.

Und Weh hat ihren Ehgemahl getroffen:
Gefangen führt man ihn nach Alkair!
Nicht Rettung ist aus Sclaven-Schmach zu hoffen,
Vergeblich lechzt sein Herz in Schmerz nach Ihr!
Er, der ein Sturm war in der Schlacht Gewitter,
Ihn lähmt die Kette hinter Kerkergitter,
Bis spät ihn schaut, den mannhaft schönen Ritter,
Des Sultans schönes Kind Melechsala,
Und sich vom Minnestrahl entzündet sah.

„Ich liebe dich!“ sagt ihm ihr brennend Auge,
„Ich liebe dich!“ sagt ihm ihr Blumenstrauss,
Und dass zur Flucht ihr Gold bestechend tauge,
Dess harrt ein Schiff zur Flucht durch Wogenbraus.
„O schone mein!“ sagt er dem schönen Kinde,
„O wisse, dass mich Minne schon verbinde!“ —
„„So liebe mich auch! wie? das nennst du Sünde?““
O Himmel, wie soll er noch widerstehn?
Ohn' ihre Hand muss Land und Weib vergehn!

Sie fliehen durch der Gärten süsse Düfte;
Zur Ruhe lockt umsonst der Quellen Kühl;
Heiss brennen selbst des nächt'gen Dunkels Lüfte,
Doch heisser brennt der Fliehenden Gefühl.

---

*) Durch Einen Blitz entzündeten sich angeblich im Jahre 1231 alle drei Gleichen-Burgen.

Es eilt voran ein Paar wegkund'ger Mohren,
Die der Gebietrin feste Treu geschworen;
Bald ist erreicht das Schiff, das man erkoren,
Und durch der Wellen schnellen Wogenschaum
Fliegt's leicht wie Traum zu ferner Länder Raum.

Und glücklich landet nun Graf Ernst von Gleichen
Mit Schätzen reich und mit Melechsala,
Da durch die Segel Winde willig streichen,
Geschwind im freien Land Italia.
Nach Rom zum Pabste seine Schritte eilen,
Ihm kündet er sein Schicksal sonder Weilen,
Und fleht, den Segen Gottes zu ertheilen
Der neuen Christin, durch die er entflohn,
Für Doppel-Ehebund Absolution.

Der Pabst erkennt des Schicksals Gotteswalten,
Das sie geführt zu seiner Tiber Strom,
Und ob dem Paare seine Hände falten
Sich segnend in Sanct Peters hehrem Dom;
Erschlossen ist ihr Christi Liebes-Bronnen,
Umflossen ist sie von der Gnaden-Sonnen,
Genossen hat sie heil'ger Weihe Wonnen,
Und in der Himmelsliebe klarem Schein
Erscheint der Erdenliebe Bild ihr rein.

Fort zieht das Paar zu euch, Thüringens Gauen;
Schon naht dein Grün, du trauter Heimathswald!
„Wie darfst du deine Adelheid erschauen?“
So denkt der Graf und macht beklommen Halt.
Allein, durch wohlbekannte Waldgehäge, —
Bang tönen mancher Hämmer Eisenschläge, —
Allein und bang der Graf auf schnellem Wege
Voraus zu seiner Adelheid' enteilt
Und kündet ihr sein Schicksal unverweilt.

O welche Freude nach so langem Leide!
Doch für ein zärtlich Herz — o welch ein Schmerz!
Umschlungen ihren Ernst hält Adelheide,
Bezwungen hat des Lebens Ernst ihr Herz:
Bald ist für Rettung — Bettung zugestanden
Auch der Maria, die gar schnell zu Handen! —
Wer schildert, was die Drei zugleich empfanden,
Zwei treue Frau'n und — wie? — nur Ein Gemahl? —
Der Burgsaum sagt's! er heisst: „das Freudenthal!"

Ferd. Rinne.

An Gutenberg

Die Menschheit lag in tiefer Nacht,
Bis ihr Dein Genius erwacht;
Er hob sie aus der Träume Dunst
Zum Licht empor durch seine Kunst.

Sie goss der Wahrheit Strahlen aus,
Bis in des Landmanns kleines Haus;
Das Volk, ein träger Pfuhl zuvor,
Stieg zum bewegten Strom empor.

Der Strom rollt sonder Aufenthalt
Nun ewig vorwärts mit Gewalt,
Und jeder Tropfen, so darin,
Empfindet seinen Werth und Sinn.

Ein Jeder sieht dem Ring der Welt
Als Bindeglied sich zugesellt;
Er kennt sein Recht und seine Pflicht,
Geist und Talent giebt ihm Gewicht.

Die freigewordne Geisteskraft
Schafft Grosses, schön und dauerhaft;
Die Wahrheit siegt ob Lug und Trug,
In's fernste Land dringt schnell ihr Flug.

Drum beut des tiefsten Dankes Gruss
Die Menschheit Deinem Genius.
Hell strahlt's im Buch der Ewigkeit,
Dass Du, ein Deutscher, sie befreit!

Adolf Bube.

Die Sage vom Schatzgräber Schneider in Erfurt.

Ein grosser Schatz in Erfurt lag
In einer Kirch' vergraben;
Ein Schneiderlein in Erfurt stack,
Das mocht' den Schatz wohl haben.

„O Schneiderlein, o Schneiderlein,
Denk auf ein selig Ende
Und bleib bei deiner Nadel fein
Und schwinge deine Hände!

Iss du dein eitel Brot mit Salz,
Sei froh und guter Dinge —
Mir bangt's und grausst's vor deinem Hals,
Geh in dich, bet' und singe!"

Der Schneider aber sann und sann
Nur auf den Schatz im Tempel:
Und dachte endlich: Frisch daran,
Gib Andern ein Exempel!

Man nennt der Schneider alt Geschlecht
In gar vertrackten Weisen;
Dass ich nicht schnöder Feigheit Knecht,
Das will ich Euch beweisen! —

Und als die Nacht gekommen war,
Schlich leis das Schneiderlein
Zu einem trauten Brüderpaar
Und fädelte es ein. —

Seht! sprach der Schneider — diese Welt
Ist nichts als Lumperei,
Und was mir gar nicht mehr gefällt,
Das ist die — Schneiderei!

Ich will was werden auf dem Rund,
Will nicht mehr flicken, nähen,
Und wie ein alter Kettenhund
Vor'm leeren Troge stehen!

Wenn ich spazieren gehe: — Schau! —
Ruft flugs mir nach ein Pinsel —
Da geht der Bock mit seiner Frau! —
Und los geht's Meckgewinsel.

Und was spielt Ihr für Rollen hier?
Du, Schmied, mit deinem Hammer,
Und du, Hirt, mit dem Schafspanier? —
Ach, Gott, den leid'gen Jammer!

Die Zeit ist da, die Stunde ruft!
Auf Brüder, auf zu Thaten!
Gewiss, die nächste Morgenluft
Trifft uns bei Wein und Braten! —

Von allen Punkten Schneiderleins
Entschied der Wein und Braten,
Und als die Glocke heulte Eins,
Nahm Jeder seinen Spaten!

Es war 'ne sternenlose Nacht —
Bald kamen sie zum Orte;
Mit Eisen ward flugs aufgemacht
Die alte Tempelpforte.

Sie traten ein; der Mond schien bleich
Durch's Fenster in die Hallen,
Und in der Säulen Dämmerreich
Schien's geisterhaft zu wallen.

Den Schneider fasst des Schreckens Noth —
Mocht' gern im Nu entfliehen!
Hu, hu! und ward bald gleich dem Tod
Und schlottert mit den Knieen.

Und als da droben schlug die Uhr
Mit polterndem Geheule,
Er jach zur Erde niederfuhr,
Und duckt' sich wie 'ne Eule.

„Steh auf, steh auf, du feiger Hund!
— So riefen die Gesellen —
Wir stopfen dir den Prahlermund,
Willst du davon dich stehlen!

Fass du den Spaten nun und thu'
Wozu du uns gerathen;
Dann schwadronire immerzu
Von deinen Heldenthaten!“

Der Schneider schleicht und keucht empor,
Glotzt nach der Mondscheinsäule,
Und reckt das grosse Hasenohr,
Ob Uhr noch einmal heule.

Da's still ist, nimmt er in die Hand
Den Spaten, gräbt und zittert —
Da — Schrecken! — kracht die Tempelwand,
Als ob's herein gewittert.

Der Teufel kam mit argem Schrei'n
Und Schwefeldampf gebrauset
Und packt am Schopf das Schneiderlein,
Dass es den Andern grauset. —

Du Schneiderlein, sollst in der Höll
Recht süsse Freuden schmecken,
Und bei Concerten mir zu Stell'
Ex improviso mecken.

Und zu dem Grunde sollst du, Schmied,
Ihn mir zum Bock beschlagen,
Und du, Hirt, treu der alten Sitt,
Ihn auf die Weide jagen! —

Und flugs, so ihm entflohn das Wort,
Geschah ein laut Gebrülle,
Der Teufel riss die Dreizahl fort;
Im Tempel ward es stille!

Ihr Schneiderlein, ihr Schneiderlein,
Denkt auf ein selig Ende
Und bleibt bei eurer Nadel fein
Und schwinget eure Hände!

Denkt, dass ihr einst in heisser Bahn
Als Böcke müsset jagen,
Vom Schmied in Erfurt lobesan
Mit Eisenwucht beschlagen!

Theobald Buddeus.

Der Gefangene zu Kappendorf.

Jenensische Sage.

Hört ihr die Feinde stürmen,
Hört Ihr der Schwerter Klang
Dort an des Schlosses Thürmen,
Dort auf der Brücke Gang?

Wie stürmt's und rennt's die Zinnen
In tiefer Mitternacht,
Das Schlösslein zu gewinnen,
Zu morden drinn die Wacht!

Welch' Rasseln und welch' Krachen,
Welch' Hauen an das Thor!
Sie wollen es zerschlagen;
Doch fest ist's wie zuvor!

Und auf der steinren Brücke,
Umrauscht vom Feindeshohn,
Gefesselt von dem Stricke,
Steht eines Kanzlers Sohn.

Er kann sich nimmer retten,
Dem Feind zu Hohn und Qual;
Er rüttelt an den Ketten,
Und schüttelt an dem Pfahl!

Umsonst, umsonst du Armer!
Du trennst die Bande nicht —
Fleh du zu dem Erbarmer,
Dass er die Bande bricht!

Und horch! ein dumpfes Stossen!
Es kracht und stürzt das Thor —
Draus stürzt im wilden Tosen
Die Feindesschaar hervor.

Er hört die Schwerter pfeifen
Und sieht den grimmen Stahl
Ob seinem Haupte schweifen,
Zerschmettert sich zumal!

Da hebt zum nächt'gen Himmel
Verzweifelnd er den Blick.
„Ihr Heil'gen dort im Himmel
Zersprengt den Todesstrick!

Marie! du heil'ge Reine!
Du strahlst in Ziegenhain
Im milden Liebesscheine
Und linderst Qual und Pein,

Sieh gnädig auf mich Armen,
Sieh gnädig meine Noth,
Umschling mich mit Erbarmen
Und rette mich vom Tod!"

Und kaum er hat's gesprochen,
Kracht laut der Brückenpfahl;
Die Bande sind zerbrochen,
Wie von dem schärfsten Stahl.

Und muthig über Wälle
Setzt er — mit ihm das Glück —
Er kömmt zur Heimathstelle,
An's Vaterherz zurück!

* * *

Der Strick, der jäh zerrissen,
Die Retterin that kund,
Wird Jedem noch gewiesen
In Ziegenhain zur Stund. —

Theobald Buddeus.

Die Freiwilligen.

Gesungen am Erinnerungsfeste der Freiwilligen - Compagnie,
den 18. Juni 1839.

Fremd noch dem blut'gen Krieg,
Hofften wir dennoch Sieg
In schwerem Strauss.
Keiner von Allen wich,
Ob auch der Freund verblich
Früh in der Schlachten Graus;
Wir kämpften's aus.

War es nur leichter Sinn,
Der in das Feld liess ziehn
Den Bürgersohn?
Trieb uns nur Ruhmgewinn,
Muthig für Krieg zu glühn?
Trugen wir reichen Lohn,
Viel Gold davon?

Nicht, dass man Schätz' uns bot,
Heimischen Landes Noth
Rief uns zum Heer,
Liess uns nicht scheu'n den Tod;
Ob es auch vielfach droht';
Eifer für Preussens Ehr'
Wuchs mehr und mehr.

Ja für der Zollern Recht
Hielten nicht Herr, nicht Knecht
Den Kampf zu schwer.
Unbill wird ernst gerächt,
Wie auch Verzweiflung schlägt,
Bleiben doch Sieg und Ehr'
Der Preussen Heer.

Freudengesang ertön'!
Zollern durft' auferstehn;
Es durfte Licht
Und nach des Unglücks Weh'n
Schönere Tage seh'n,
Schauen, wie Alles bricht,
Was Willkühr flicht.

Töne laut, Frohgesang,
Unsere Gau'n entlang;
Wir sind noch Sein,
Sein, den der wärmste Dank
Preiset Jahrhundert lang.
Zollern lasst deutschen Wein
Heut' uns hier weih'n!

Jubelnder Becherklang
Schalle den Saal entlang!
Die Zollern hoch!

Ihnen Jahrhundert lang
Glücklicher Enkel Dank,
Dass nicht in Knechtes Joch
Frankreich uns bog!

H. F. F. Sickel.

Den Frauen.

Gesungen am Erinnerungsfeste der Freiwilligen-Compagnie, den 18. Juni 1839.

Den Becher füllt! Lasst ihrer uns gedenken,
Der edlen deutschen Frau'n.
Sie konnten nicht der Schlachten Ausgang lenken,
Nicht Kampf und Siege schau'n;

Doch sorgten sie so treu in engem Kreise
Und brachten Opfer dar
Von ihrem Fleiss, in anspruchsloser Weise,
Für vieler Kranken Schaar.

Sie leben hoch, die edlen deutschen Frauen;
Sie übten schwere Pflicht;
Auch sie trog nicht ihr gläubiges Vertrauen,
Sie sah'n der Freiheit Licht.

Lang' mög' auch sie Erinnerung erfreuen;
Ihr Lebenspfad sei schön!
Wir wollen Last und regen Fleiss nicht scheuen,
Sie heitern Sinn's zu sehn.

Das loben wir in dieser frohen Stunde;
Die deutschen Frauen hoch!
Denn treulich halfen sie zum grossen Bunde;
Drum ihnen drei Mal hoch!

H. F. F. Sickel.

Die Hohenzollern.

Es baut sich ein Graf ein gar stattlich Haus;
Einzieht er mit wackeren Söhnen.
Die schmücken mit Weisheit ihr Erbthum aus;
Ihr Bauen erpresset nie Thränen.
Zum Himmel wächset der Giebel empor;
Die Bauherrn preiset des Landes Flor.

Die sandige Scholle deckt reiche Frucht;
Es blühen die märkischen Auen;
Es mehret manch' Erb' in der Jahre Flucht
Der Bauherrn glückliche Gauen.
Bald suchet der Mächtigen Bund und Rath,
Hier dieser, dort jener Nachbarstaat.

Den Kurhut ererbt ein wackerer Held,
Die schwedische Schlacht wird geschlagen;
Ein Herrscher, beschwört er die tobende Welt,
Wer sollte den Preis ihm versagen?
Ihn preise laut jubelnd ein Feierlied;
Er war ein Held mit Vatergemüth.

Sein Enkel vollendet des Ahnherrn Bau.
Ihm folgen begeisterte Schaaren;
Ersiegen ihm muthig den schlesischen Gau,
Und wissen ihn treulich zu wahren.
Dem Helden, dem Vater des Vaterlands
Des Ruhms und der Liebe vollen Kranz!

Es tobet der Krieg aus dem Westen her,
Zertretend geheiligte Rechte;
Die Sieger hemmt nicht das heimische Heer,
Noch Hülfe befreundeter Mächte.
Der Eich' im Sturme gleich, steht der Held,
Als um ihn der Bau zusammenfällt.

Er harret mit gläubiger Zuversicht
Des Tagens schönerer Zeiten.
Sein gläubiges Hoffen betrügt ihn nicht,
Er lehret die Seinen zu streiten.
Mit Gott begann er den heiligen Krieg,
Es krönte sein Hoffen ein hehrer Sieg.

Lang' leben die Zollern, das Königsgeschlecht,
Bewähret im Kampf und im Frieden!
Lang' schirm' Ihr Walten das heilige Recht!
Heil sei den Zollern beschieden!
Nie fehle, bis einstens der Erdball reisst,
In Zollern's Hofburg ein Herrschergeist!

H. F. F. Sickel.

Die grosse Glocke zu Erfurt 1840.

Sei ruhig, töne nimmer,
Du mächtig schallend Erz,
Hör' auf, hör' auf zu schlagen,
Gewaltig klopfend Herz.

Wohl treibt es dich, zu rufen
Hinaus, hinaus in's Land,
Die Brüder zu verbünden
Zu einem Liebesband.

Doch wird die junge Seele,
Die frisch in Jugendmuth,
Nicht sprengen alle Fessel
In heiss entbrannter Gluth?

Dein Leib ist morsch geworden,
Ein Greis mit Jünglingsherz;
Lass ab, lass ab zu schlagen
Du mächtig tönend Erz. —

Die Glocke hat geschwiegen
Wohl durch das ganze Jahr,
Doch nächtlich klingt ihr Klagen,
Es klingt so wunderbar.

Ich hab' es oft vernommen,
Es ist der alte Schmerz
Vom kranken, kranken Leibe
Und vom gesunden Herz.

Ludwig von Erfurt.

Sonst und Einst.

In die Zukunft möcht' ich tragen
Was ich von der Vorzeit meine,
Dass die Liebe, die geschwund'ne,
Mit dem Werdegeist sich eine;

Dass die nüchterne Geschichte,
Die wir leben, goldig strahle,
Dass der Vorzeit Wunderfarbe
Lied und That und Töne male.

Immer nach den alten Burgen
Und den hohen Domen schau' ich,
Poesie, wann kehrst du wieder?
Doch du kehrst, dem Geist vertrau' ich.

Jenem Geist, der mit dem Liede
Innig eins, erwärmt und klärt,
Der als Wissen, der als Glauben
Als der eine sich bewährt.

Ludwig von Erfurt.

Lied.

(Zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst.)

Wem tönen uns're Festgesänge?
Wem gilt des Tages heil'ge Lust? —
Es wogen hehre Jubelklänge
Von Mund zu Mund, von Brust zu Brust.
Ihm jauchzet unser Herz entgegen,
Ihn feiert unser frommes Lied,
Der ach! auf wunderbaren Wegen
Den Erdensohn zum Himmel zieht.

Denn was des Menschen Geist ersonnen,
Was schaffend seine Hand gebar,
Dem ew'gen Urquell ist's entronnen,
Der in dem Schwachen mächtig war.
Und wie wir auch bewundernd preisen,
Was Menschfleiss und Kunst erzeugt,
Des Ruhmes Krone schmückt — den Weisen,
Vor Dem sich Erd' und Himmel beugt.

Und ob auch diese Feierstunde
Der Kunst des Dankes Kränze flicht,
Die, stumm, doch mit beredtem Munde
Zu jedem Aug' und Herzen spricht;
Ob segnend wir den Mann erheben,
Der, wie durch mächt'gen Zauberspruch,
Des Wissens reiches, reges Leben
Auch in die niedern Hütten trug:

Ein höh'rer Geist hat ihn umwaltet,
Dem unser Dank und Ruhm gebührt;
Und wie sich Form zu Form gestaltet,
Er hat ihm lind die Hand geführt.

So ist das grosse Werk gelungen,
Das kühn des Geistes Fesseln bricht,
Und wie mit tausend Flammenzungen
Die Welt geweckt: „Es werde Licht!“

Drum jauchzen unsre Festgesänge,
Drum tönt des Tages heil'ge Lust.
Es wogen hehre Jubelklänge
Von Mund zu Mund, von Brust zu Brust.
Dir schläget unser Herz entgegen,
Dich feiert unser frommes Lied,
Der stets auf wunderbaren Wegen
Den Erdensohn zum Himmel zieht.

Heinrich Schwerdt.

Nachweis

über die litho - typographischen Beilagen.

Ueber das **Portrait Dalberg's**, als Probe eines Buntdrucks, und über den auf schwarzem chemisch zugerichteten Papier ausgeführten Golddruck nebst silberner Rand-Einfassung, in welchem das **akrostichische Sonett** ausgeführt worden, ist schon am gehörigen Orte (s. S. 59) geredet. — Die darauf folgenden **Facsimile's**, deren Urschriften wir zum Theil der gütigen Mittheilung des Herzogl. Ober-Bibliothekars in Meiningen, Herrn **Ludwig Bechstein's**, verdanken, erklären sich zwar meist aus sich selbst; doch wird bei einigen derselben die Nachweisung nicht überflüssig seyn, aus welchem brieflichen oder handschriftlichen Nachlass dieselben entnommen sind. Dass darunter einige berühmte Namen, wie Göthe, Schiller, Wieland, Herder u. a. fehlen, hat theils darin seinen Grund, dass auf dieselben die von Weimar angekündigte Säculär-Jubelschrift einen näheren Anspruch hatte, theils aber auch darin, dass die Handschriften der gedachten Heroen der Literatur schon bei verschiedenen Gelegenheiten den Ausgaben ihrer Werke beigegeben worden, und also bekannt genug sind. Wir beschränken uns daher gern auf einige für Thüringen und Erfurt specieller noch bedeutsame Verstorbene, und hoffen selbst

durch diese kleine Gabe auf nicht ungeeignete Weise das Andenken an vortreffliche Männer aufzufrischen, die, wenn sie auch an sich zu den Unvergesslichen gehören, doch jedenfalls es verdienen, bei jeder passenden Gelegenheit mit Auszeichnung genannt zu werden. Dahin gehört ganz vorzüglich der vormalige Chur-Mainzische Coadjutor, Reichs-Freiherr Carl Theodor von Dalberg, nachmaliger (unfreiwilliger) Fürst-Primas des Rheinbundes und Grossherzog von Frankfurt, der eben so edeldenkende Fürst als treffliche Gelehrte und Beschützer der Kunst und Wissenschaft. Von seinem warmen Interesse für die Bildung der Jugend zeugen selbst die wenigen Zeilen auf Beilage Nr. IV., die einem Briefe an Bechstein, Professor der Naturlehre in Schnepfenthal entnommen sind. — Nr. V. enthält eine Stelle aus einem Briefe Bechstein's an den Fürst-Primas Dalberg bei Erscheinung der zweiten Ausgabe seiner „Naturgeschichte Deutschlands.“ Der Verfasser war ein naher Verwandte unsres verehrten Sängers von Thüringen, Ludwig Bechstein's. — Nr. VI. ist einem Briefe Salzmann's entlehnt, in welchem der berühmte Stifter des Schnepfenthalschen Instituts über eine an ihn ergangene Anfrage wegen Errichtung einer Erziehungsanstalt für künftige Dienstboten sich gutachtlich äussert. — Nr. VII. ist ein kleiner Abschnitt aus einem Aufsatze, in welchem der gemüthliche Jugendschriftsteller Lossius über seine literärische Arbeiten genauere Nachweisung giebt. — Nr. VIII. giebt ein Wort unsres erst vor einigen Jahren verewigten Trommsdorff's aus einem Vortrage, welchen der klare, ruhige Denker in hiesiger Academie der Wissenschaften hielt, als die schnell auf einander wechselnden philosophischen Systeme in

der Periode der ersten Erscheinung Schelling's eine Sprachverwirrung besonders in den Naturwissenschaften herbeizuführen drohten. —

Was nun die Proben alter Handschriften und ältester Drucke betrifft, so gebührt es zunächst mit besonderem Danke erwähnt zu werden, dass uns die Originalwerke theils aus der mit der Königlichen hier vereinigten Amplonianischen Bibliothek, theils aus der Bibliothek des hiesigen evangel. Stadtministeriums, theils endlich aus der Büchersammlung des hiesigen Martinsstiftes zum vorliegenden Gebrauch gütigst mitgetheilt worden sind. — Die bei ihrer Kleinheit und durch häufige Abkürzungen fast unleserliche Schrift auf Nr. IX., wie der Anfang aus Jerem. c. 44, 1: „*Verbum quod factum est ad Jeremiam et ad omnes Judaeos qui habitant in terra Aegypti* u. s. w.“, kann einen Begriff geben, welche Geübtheit dazu gehörte, um von solchen Manuscripten einen leichten Gebrauch zu machen. Weniger Mühe schon macht die Probe aus einer andern Octavbibel, aus welcher der Anfang des Matthäus lautet: „*liber generationis Jesu Christi filii Davidis filii Abraham.*“ Besonders schön ist das Original des medicinischen Werkes geschrieben, aus welchem der Anfang der Dedication hier gegeben ist: „*Domino suo montis cassianensis abbati Desiderio . . . . haec indignus suus monachus ocularis medicus.* — Nr. X. und XI. liefern Proben aus einem mit ausgezeichneter Eleganz geschriebenen Missale von 1165, welche Jahreszahl in der Mitte des Buches unter der Stelle „*hanc igitur oblationem* u. s. w.“ sich vorfindet. Etwa 10 Blätter, die im Jahre 1165 an die Stelle wahrscheinlich beschädigten Textes eingelegt sind (woraus man auf ein noch höheres Alter des Buches einen

Schluss machen dürfte,) führen diese grössere Schrift, während das ganze übrige Werk in der etwas kleineren, aber durchgehends sich gleichbleibenden schönen gothischen Schrift ausgeführt ist. Die Häkchen und Zeichen über den Worten „(*Ad te levavi*) *animam meam* u. fgg." sind ohne Zweifel Gesangnoten. Die 12 ersten Blätter des Werkes enthalten den römisch-julianischen Kalender, wovon Beilage X. den Monat Juni darstellt, in welchem auf den 5ten Tag die Nonen, auf den 13ten die Idus fallen. — Die drei Proben ältester Drucke auf Tafel XIII. sind von der dem Fritscheschen Werkchen angehängten Beilage entlehnt. — Nr. XIV. enthält den Schluss einer lateinischen Bibel, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Officin Ulrich Zell's in Cöln, eines unmittelbaren Schülers Gutenberg's, hervorgegangen ist. Den Schöfferschen Typen stehen die Zellschen Schriften bei weitem nach. — Das vorzüglich schön geschriebene Missale, von welchem Taf. XV. eine Probe giebt, dürfte dem 12. oder 13. Jahrhunderte angehören. — In der Ueberschrift über dem Kohlhoffschen Drucke auf derselben Tafel ist statt Mainz „Cöln" zu lesen. Der Text der de Lyraschen Postille rührt aus dem Jahre 1339 her, der Kohlhoffsche Druck derselben vom Jahre 1478. Der wegen seiner vielen Abkürzungen schwer zu lesende Text der Schlussworte aus gedachter Postille mag hier ohne Abbreviaturen eine Stelle finden.

„..... *ostenditur quod pro victoria contra diabolum habita debent a populo christiano laudes et grates Christo persolvi. cui est honor et gloria in saecula saeculorum. Amen.*

Expliciunt postillae morales seu mysticae super omnes libros sacrae scripturae exceptis aliquibus qui

non videbantur tali expositione indigere. Igitur ego frater Nycolaus de Lyra de ordine fratrum minorum deo gratias ago quod dedit mihi gratiam hoc opus incipiendi et perficiendi in die sancti Georgii anno domini MCCCXXXIX. Rogo etiam eos qui studuerint in hoc opere quatenus deum pro me deprecentur qui auctor est omnis boni.

Impressumque est hoc opus per me Johannem Koelhoef de Lubeck Coloniae civem. Anno domini MCCCCLXXVIII." —

In Tafel XVI. könnte höchstens die unleserliche Nachschrift irgend eines Klostergeistlichen, der durch dieselbe das Eigenthumsrecht des Stiftes nachweisen wollte, eine deutlichere Angabe hier nothwendig machen. Sie soll nämlich heissen: „In dem nach der Geburt unsres Herrn Jesu Christi 1519ten Jahre geschrieben in St. Matthias-Kloster bussen (nahe bei) Trier. — Auch die auf Taf. XVII. gegebene Druckprobe aus der P. Schöfferschen Officin beweist augenfällig, wie weit seine Typen an Schärfe und Schönheit die Schriften seiner Zeitgenossen hinter sich zurücklassen. Die Schlussschrift selbst aber ist auch aus dem Grunde wichtig, dass sie ausdrücklich die Angabe enthält, das Werk sey „*non calami per frasin, caracterum autem apicibus artificiose elementatum*" (nicht mit der Feder geschrieben, sondern auf künstliche Weise in Lettern zusammengesetzt). — Der auf Taf. XIX. befindliche „quadruplirte zehnfach verwandelnde Bilderreim etc." bildet auf dem einer Erfurter Säculär-Jubelschrift von 1740 beigegebenen Kunstblatte vier Säulen eines Altars, der innerhalb einer aus Druckornamenten aufgeführten Ehrenpforte steht. Die zehnfache Verwandlung, in welcher der quadruplirte (in vier Fächer abge-

theilte) Bilderreim soll gelesen werden können, ist so zu verstehen, dass man entweder durch alle vier Columnen horizontal oder jede Columne für sich perpendiculär, oder mit mannigfachen Verschiebungen der Columnen in einander lesen könne und immer, (wer ihn bei dem müssigen Spiel sonst nur finden will,) einen Sinn finden werde. —

Die Art und Weise, wie unser werthgeschätzte Uckermann die sämmtlichen, dem Gedenkbuche beigegebenen litho-typographischen Blätter, nämlich das Portrait Dalbergs, das Akrostichon und Nr. III. bis mit XIX., ausgeführt, ist bereits in der „Geschichte der Buchdruckerkunst“ angedeutet worden, und es wird daher hier die Bemerkung hinreichen, dass zuerst auf chemisch zubereitetem transparenten Papiere die Charaktere des Originals nachgezeichnet, sodann von diesem Papiere auf Stein übergetragen und von diesem auf gewöhnliche Weise abgedruckt werden.

D. —

Arithmetischer Nachweis

der durch die Erfindung der Buchdruckerkunst gewonnenen Vortheile an Zeit und Kraft.

Nehmen wir zur Beurtheilung einer in das Gebiet der Mechanik gehörenden Kunst den Maasstab, wie viele Menschenhände dabei beschäftigt sind, und wie viele Hände durch die erfundene Vereinfachung und Erleichterung anderen Beschäftigungen erspart werden: so stellt sich zur Beurtheilung des Werthes der Gutenbergschen Erfindung folgendes einfache Exempel.

Ein Abschreiber (Cleriker) vor Erfindung der Buchdruckerkunst lieferte einen Bogen mittleren Formats und mittlerer Schrift, wenn er an einem Tage 4 Oktavseiten schrieb *), in 4 Tagen, also in einem Jahre à 300 Tagen (die etwa 65 Sonn- und Festtage abgerechnet) 75 Bogen, schreibe fünfundsiebenzig Bogen. —

Ein Schriftsetzer setzt von demselben Format etwa zwei Bogen pro Woche, also in einem Jahre 100 Bogen; zwei Drucker **) brauchen zum Abdruck

*) Das ist sehr viel, wenn man bedenkt, wie schön und genau die Charaktere geschrieben wurden, die an Reinheit, Schärfe, Gleichheit und Sauberkeit kaum von der vollkommensten Druckschrift erreicht, geschweige denn überboten werden.

**) Wenn zwei Drucker in einem Tage 2000 Bogen drucken, so hat ein Setzer drei Tage zu thun, sie zu beschäftigen; es ist also ein Verhältniss, wie 3 : 4, d. i. drei Drucker beschäftigen im Durchschnitt vier Setzer.
Ein Bogen in gr. med. enthält etwa 56,000 Buchstaben incl. Spatia; daran würde ein Setzer vier bis fünf Tage beschäftigt seyn. —

von 200 Bogen beinahe eine Stunde, liefern also an einem Tage etwa 2500 Bogen, also in einem Jahre 750,000 Bogen. Diese Zahl auf 3 Personen vertheilt, giebt für eine Person 250,000 Bogen. — 75 Bogen des Schreibers stehen zu 250,000 Druckbogen im Verhältniss, wie 1 : 3333; d. i. zu der Masse gedruckter Sachen, die eine einzige Person in einem Jahre liefert, würden dreitausenddreihundertdreiunddreissig Schreiber erforderlich seyn. — Gesetzt nun, es fertigte ein Copist in unsrer jetzt gewöhnlichen Schreibschrift das Fünffache eines Clerikers des Mittelalters: so bliebe immer noch ein Verhältniss von 1 : 666.

Die glänzendste Erfindung der neueren Zeit in Beschleunigung der Druckarbeiten, die Schnellpressen, (die bekanntlich nur Anwendung leiden bei Gegenständen, die in sehr grosser Zahl vervielfältigt werden sollen,) liefern in einer Stunde etwa 2400 Bogen, während die gewöhnliche Presse 250 Bogen druckt, und stehen also im Verhältniss zu letzterer, wie etwa ein von Pferden gezogener Reisewagen zu der Schnelligkeit des Dampfwagens, nämlich 1 : 8. — In wie viel höherem Grade verdient also Gutenberg's Erfindung, — Schreibschrift in Druckschrift verwandelt, — mit ihrem Verhältniss von 1 : 666 oder bei Frakturschrift von 1 : 3333, die Bewunderung aller Zeiten!

D. —

Statistik
aller Kunstanstalten für den Bücherverkehr
zu Erfurt 1840.

A. Buchdruckereien.

I. *Johann Gottfried Cramer,* Buchdruckereibesitzer seit 1827, vorher Joh. Wilh. Cramer.

1.	Joh. Gottfr. Cramer (Sohn)	Gehilfen.
2.	Friedrich Krause	
3.	Theodor Rincke	

II. *Hennings und Hopf,* Buchdruckereibesitzer seit 1828, früher Knicksche Buchdruckerei.

1.	Joh. Heinr. Lorenz (Faktor)	Gehilfen.
2.	Johann Lorenz Senf	
3.	Christian Christoph Wittnebert	
4.	Ferdinand Täschner	
5.	Georg Elias Flenner	
6.	Johann Zacharias Eder	
7.	Wilhelm Beck	
8.	Johann Michael Witzleb	
9.	Joseph Kachel	
10.	Johann Caspar Gnau	
11.	Wilhelm Engelhardt	

12. Adolph Höpfner 13. Wilhelm Vockerodt 14. Carl Dietrich 15. Carl Laue 16. Christian Hottenroth 17. Heinrich Jahn 18. Theodor Wolff 19. Heinrich Methfessel 20. Wilhelm Nöller 21. Louis Voigt	Lehrlinge.

III. *Christian Friedr. Knick*, Buchdruckereibesitzer seit 1836.

1. Johann Balthasar Nöller (Comité - Mitglied, Repräsentant der Gehilfen) 2. Johann Christian Zacher	Gehilfen.

---

3. Johann Julius Höpfner, Lehrling.

IV. *Johann Heinrich Lossius* (u. Paul Friedrich, Sohn), Buchdruckerei- und Schriftgiessereibesitzer.

1. Johann Andreas Böhme, Gehilfe.

---

2. Heinrich Eisenhuth 3. Christoph Reinhardt 4. Jacob Hessenmüller	Lehrlinge.

V. *Friedrich* *Ohlenroth*, Buchdruckereibesitzer seit 1830, früher Müllersche Buchdruckerei

1. Joh. Melchior Besser (Faktor)
2. Joh. Adam Schweinsberg
3. Georg Christoph Schiel
4. Johann Ernst Wittnebert

} Gehilfen.

5. Johann Friedrich Werner
6. Johann Wilhelm Müntz
7. Johann Stadler

} Lehrlinge.

VI. *Ludwig* *Schellenberg*, Buchdruckereibesitzer seit 1840, früher Rudolphische Buchdruckerei.

1. Ludwig Adolph Rühl, Gehilfe.

2. Christian Drescher
3. Wilhelm Franke

} Lehrlinge.

VII. *August* *Stenger*, Buchdruckereibesitzer seit 1820.

1. Gottlieb Grau
2. Anton Wegerich
3. Carl Franke
4. Christian Wolff
5. Georg Schulz
6. Martin Seyffarth
7. Bernhard Kast

} Gehilfen.

8. Gottfried Hickethier, Lehrling.

VIII. *Friedr.* *Stickel*, Buchdruckereibesitzer.

IX. *Johann Immanuel Uckermann*, Buchdruckereibesitzer seit 1802, früher Reuss.

1.	Carl Förster (Faktor)	Gehilfen.
2.	Heinrich Holzhausen	
3.	Jacob Trätmar	
4.	Lorenz Bein	
5.	Gottlieb Waage	
6.	August Waage	
7.	Ludwig Bliederhäuser	
8.	Michael Heinr. Bechler	
9.	Wilhelm Trapp	Lehrlinge.
10.	Julius Frixel	
11.	Ernst Wiegand	
12.	Louis Bimböse	

Personalbestand sämmtl. Buchdruckereien 72 Köpfe.

B. Buchhandlungen:

Keyser, Müller, Otto, Hennings u. Hopf, Hilsenberg.

C. Buchbinder:

26; mit 13 Gehilfen und 8 Lehrlingen. Zur bestehenden Innung gehören davon 7.

D. Lithographische Institute:

Uckermann, Bartholomaeus, Meyerheine.

E. Musikalienhandlungen:

Meyer, Körner, Gebhardi.

F. Antiquare:

Hilsenberg, Schäfer.



In Erfurt" – sprach Er – „ist gut wohnen!"
Dies Wort bracht Ihm mehr ein, als Kronen.
Sein Name lebt in Aller Munde,
Von Ihm giebt Greis und Knabe Kunde.

AKROSTICHON

[illegible]

vierten Säcular-Jubelfeier

[illegible]

Erfindung der Buchdruckerkunst.

[illegible]

G[illegible] *Gutenberg's* Name[illegible]
U[illegible]
T[illegible]
E[illegible]

N[illegible]
B[illegible]
E[illegible]
R[illegible]

G[illegible]
M[illegible]
A[illegible]

I[illegible]
N[illegible]
Z[illegible]



1 C. 15

Absorpta est Mors in Victoriam.

Isaia 25

בִּלַּע הַמָּוֶת לָנֶצַח

Praecipitavit Mortem in aeternum

Weil Adams Leben (das ist sundigen) verschlinget
den Tod das Leben. Wenn aber Christus stirbt
(das ist gerecht wird) verschlinget das leben den Tod
Dis sey Gott gelobt das Christus
stirbt und recht
lebet

Martinus Luther D
1543.

Ich freue mich wenn ich denke daß Sie die Zöglinge des trefflichen Salzmannischen instituts zum Studium der Natur ermuntern. und wünsche eine Gelegenheit diejenige Hochschätzung zu bezeugen mit der ich bin

Dero

Erfurt den 2. Aug. 1793.

ergebenster Diener
v Dalberg

Ich habe seit der ersten Ausgabe manche, wie ich glaube, nicht unbedeutende Beobachtungen und Erfahrungen in der Naturgeschichte der Deutschen Thiere gemacht, und sie dieser Ausgabe einverleibt.

Dreyßigacker bey Meiningen
den 30= Jenner 1807.

Ew. Hoheit
unterthänigster Diener
Dr. Johann Matthäus Bechstein,
Herzogl. S. Meiningischer Cammer- u. Forstrath.

Was die Behandlung der Kinder betrifft: so läßt sich darüber nicht viel sagen. Es kömt dabey alles auf die Person an, der sie untergeben sind.

Sapienti sat

C G Salzmann.

Am meisten aber schmeichle ich mir bei der Herausgabe des neuen hohenlohischen Gesangbuchs vorzüglich zur Belebung meiner Mitchristen mitgewirkt zu haben und bin überzeugt, daß wenn auch alle meine übrigen litterarischen Arbeiten und Schriften in Vergessenheit gerathen sind, ich doch noch durch dieß Gesangbuch u. die denselben von mir verfertigten oder verbesserten Gesänge bei der Nachwelt fortleben werde.

Hall 16ten Nov 1816
K. Friedrich Loßner
Diakonus.

VIII.

Zweitens giebt es auch in Deutschland noch besonnene Köpfe genug die dem Despotismus im Reiche der Wahrheit kühn widerstehen, und ruhig ihren Gang gehen.

J.B. Trommsdorff.

Proben von sehr alten Handschriften, wahrscheinlich aus dem 10. oder 11. Saec.

I.

(Aus einer lat. Bibel in 8vo. Jerem. c. 44, 1.)

II.

(Aus derselben Hiob 1. 1.)

III.

(Aus einer andern lat. Bibel in 8vo. Matth. 1, 1.)

IV.

(Dedication aus einem medicinischen Werke in 4to.)

V.

(Desgl. aus einem aus dem Arab. in's Lat. übersetzten medicinischen Werke in 4to.)

IX.

Abdruck aus dem Missale von 1163.

KL			Iunius indecimo quideno a fine minatur.
			Iunius h dies xxx. l'. xxviii.
e			Iunij. Nicomedis mr.
f	iiii	n	Marcellini et Petri.
g	iii	o	
a	ii	n	
b	no	n	Bonefacii et sociorum eius.
c	viii	i	
d	vii	v	
e	vi	v	Medardi epi et conf.
f	v	s	Primi et feliciani mr.
g	iiii	i	Maurini mr.
a	iii	d	Barnabe apli.
b	ii	v	Basilidis. cirini. naboris.
c	idus	s	
d	xviii	kl	Iulij
e	xvii	H	Viti. modesti et crescentie.
f	xvi	al	
g	xv	H	Sol in Cancrum.
a	xiiii		Marci et marcelliani mr.
b	xiii	al	Geruasii et Prothasii.
c	xii	H	
d	xi		Albani mr.
e	x	al	Albini mr.
f	viiii		Vigilia
g	viii	H	Sci iohannis bapt.
a	vii		
b	vi	al	Iohannis et Pauli.
c	v	H	
d	iiii		Vigilia
e	iii		Petri et Pauli aplorum.
f	ii	al	Commemoratio S Pauli.

Abdruck aus dem Missale von 1165.

I.

Dñica pma aduent' dñi.

AD TE LEVAVI

animam meam deus meus in te confido non erubescam neque irrideant me inimici mei etenim universi qui te expectant non confundentur. R. Vias tuas domine. Or.

Excita qs dñe potentiam tuã & veni: ut ab imminentib' peccator nror periculis te mereamur protegente eripi· te liberante salvari· Qui vivis.

II.

Hanc igitur oblationem servitutis nostre· sed et cuncte familie tue quam tibi offerimus·

Anno dñi mic· lxvi: per fcin:



XI.

Unterschrift unter dem ältesten bekannten Holzschnitt des „heiligen Christophorus."
(Aus Schulzens Gutenberg ꝛc. 1840.)

Cristofori faciem die quacumque tueris ·:· Millesimo cccc°
Illa nempe die morte mala non morieris ·:· xx° tercio ·:·

Christofori faciem die quacumque tueris ·:·	‖	*(Anno) Millesimo quadringentesimo*
Illa nempe die morte mala non morieris ·:·	‖	*vicesimo tertio : ←← (MDCCCCXXIII)*

Wenn täglich du anschaust Christophor's Angesicht,	‖	Im Jahre
Wirst sterben solches Tags du bösen Todes nicht.	‖	1423.

42zeilige Bibel von 1455.
Gutenberg & Fust.

I. te iam fidei ꝛ veteris amicicie
ꝯferebant. Vera enim illa nece

Psalterium von 1457.
Fust & Schöffer

II. et in via peccatoꝝ nō
stetit: ꝛ in cathedra

Catholicon von 1460.
Gutenberg.

III. Altissimi presidio cuius nutu infantium lingue
dicunt diserte. Qui q̄ñ osepe puulis reuel

Schluß aus einer gedruckten lateinischen Bibel ohne Titel, ohne Seitenzahlen, mit geschriebener Angabe des jedesmaligen Buches über den Text, also vermuthlich aus der Zeit zwischen 1460 — 1470 und später.

Veni domine ihesu · Gracia domini nostri ihesu cristi cum omnibus vobis amen.

Explicit liber apocalipsis beati Johannis apostoli · ⁘

Sola spes mea in Maria virginis Gracia ⁘

I. Aus einem Missale ohne Jahrszahl.


Sabbato sancto pasce ad vesperas antiph. sr. ps;
Alleluia allelu[ia]
alleluia. Ps.
Laudate dnm
omnes gentes.
Et repetitur
illa trina al
leluia ad quemlibet versum
Et psalmus absque Gla patri
dicitur: Illo psalmo dicto sine
antipho[na] statim sequitur

II. Letzte Worte und Schlußschrift aus Nicolaus de Lyra moralischer oder mystischer Postille zu den Büchern der heil. Schrift, gedruckt von Joh. Kohlhoff von Lübeck in Mainz 1478.

omnis qp p victoria deī diabolū bita deue
a pplo xpiano laudes z gfas xpo psolui.
cui ē honoꝛ z gla iſcla ſcloꝝ. AMEN.

Expliciūt postille moꝛales seu mistice su
p oēs libꝛos sacre ſcpture exceptis aliq̄
b⁹ q̄ nō videbant tali expositōe indigere
Igit ego fr Nycola⁹ de lyra d oꝛdie fra
trū minoꝝ deo gfas ago q̄ dedit m̄ gra
tiā h op⁹ incipiēdi z pficiēdi in die sancti
Georgii. Anno dni. M.cccxxxix. Rogo
ēē eos q̄ studuerit in h ope qten⁹ dcū p
me depcent qui actoꝛ ē ois boni

Impressū qz ē h opus p me Johānem
Koelhoef de lubeck Colonie ciuē. Anno
dni. M.cccc.lxxviij.

Ein ende hat dz buch der

heymlichē offenbarūg sant iohansen des zwelf
boten vnd ewangelisten.

Diß durchleuchtigist
werck der gantzen heyligen geschrifft. genant
dy bibel für all and vorgetrücket teutsch biblē.
lauterer.clarer.vnd warer nach rechter gemey/
ner teutsch.mit hohez vnd grosem vleyß. gegē
dem lateynischen text gerechtuertigt. vnd̃schid
lich punctirt.mit vberschrifften bey dem meyst/
en teyl der capitel vnd psalm.iren inhalt vnd vr
sach.anzaygende. Vñ mit schönen figuren dy
hystoriē bedeutēde.hat hie ein ende. Gedruckt
durch anthonium koburger in der löblichen key
serlichen reychstat Nürenberg. Nach der ge/
burt cristi des gesetzs der genaden . vierzehen
hundert vnd in dem dreyvndachtzigstē iar.am
montag nach Inuocauit. Vñ welchs volbrīg
ung.sey lob.glori.vnd ere.der hohen heyligē dry
ualtigkeit.vñ eynigem wesen.dem vater vñ dez
sun vnnd dem heyligen geyst.der da lebt vnnd
regiret gott ewigklich amen.

Geschriebene Nachschrift.

In dem nach der gheburt unsers
herren jhesu cristi xv° vnd xix:
iaren ghescreuē in sant mathys
cloister baszen trier.

Schlußschrift aus einer deutschen Bibel von 1483, aus der Druckerei von Koburger in Nürnberg.

Schlußschrift aus einer deutschen Bibel von 1483, aus der Druckerei von Koburger in Nürnberg.

Ein ende hat dz buch der
heymlichē offenbarūg sant iohansen des zwelf
boten vnd ewangelisten.

Diß durchleuchtigist
werck der gantzen heyligen geschrifft. genant
dy bibel für all and' vorgetrücket teutsch biblē.
lauterer. clarer. vnd warer nach rechter gemey/
ner teutsch. mit hohez vnd grossem vleyß. gegē
dem lateynischen text gerechtuertigt. vnderschid
lich punctirt. mit vberschrifften bey dem meyst/
en teyl der capitel vnd psalm. iren inhalt vnd vr
sach. anzaygende. Vn̄ mit schönen figuren dy
hystorīē bedeutēde. hat hie ein ende. Gedruckt
durch anthonium koburger in der löblichen key
serlichen reychstat Nürenberg. Nach der ge/
burt cristi des gesetzs der genaden. vierzehen
hundert vnd in dem dreyvndachtzigistē iar. am
montag nach Inuocauit. Vn̄ welchs volbrīg
ung. sey lob. glori. vnd ere. der hohen heyligē dry
ualtigkeit. vn̄ eynigem wesen. dem vater vn̄ dez
sun vnnd dem heyligen geyst. der da lebt vnnd
regiret gott ewigklich amen.

Geschriebene Nachschrift.

In dem nach der gheburt unsers
herren ihesu cristi xv c und xix
iaren gheschreuen in sant mathys
cloister baussen trier.

Schlußschrift aus einer deutschen Bibel von 1483, aus der Druckerei von Koburger in Nürnberg.

Ein ende hat dz buch der

heymlichē offenbarūg sant iohansen des zwelf
boten vnd ewangelisten.

¶ Disz durchleuchtigist
werck der gantzen heyligen geschrifft. genant
dy bibel für all ander vorgetrücket teutsch biblē.
lauterer.clarer.vnd warer nach rechter gemey-
ner teutsch.mit hohez vnd grossem vleyss. gegē
dem lateynischen text gerechtuertigt. vnd schid
lich punctirt.mit vberschrifften bey dem meyst-
en teyl der capitel vnd psalm.iren inhalt vnd vr
sach.anzaygende. Vñ mit schönen figuren dy
hystoriē bedeutēde.hat hie ein ende. Gedruckt
durch anthonium koburger in der löblichen key
serlichen reychstat Nürenberg. Nach der ge-
burt cristi des gesetzs der genaden . vierzehen
hundert vnd in dem dreyvndachtzigstē iar.am
montag nach Inuocauit. Vñ welich volbrīg
ung.sey lob.glori.vnd ere.der hohen heyligē dry
ualtigkeit.vñ eynigem wesen.dem vater vñ dez
sun vnnd dem heyligen geyst.der da lebt vnnd
regiret gott ewigklich amen.

Geschriebene Nachschrift.

Jndem nach der gheburt vnsses herrē
herren jhesu cristi xv^c vnd xix:
waren ghescreuē in sant mathys
cloister bussen treier.

Schlußschrift aus einer deutschen Bibel von 1483, aus der Druckerei von Koburger in Nürnberg.

Ein ende hat dz buch der

heymlichē offenbarūg sant iohansen des zwelf
boten vnd ewangelisten.

¶ Disz durchleuchtigist
werck der gantzen heyligen geschrifft. genant
dy bibel für all and' vorgetrücket teutsch biblē.
lauterer.clarer.vnd warer nach rechter gemey-
ner teutsch.mit hohez vnd grossem vleyss. gegē
dem lateynischen text gerechtuertigt. vnd' schid
lich punctirt.mit vberschrifften bey dem meyst-
en teyl der capitel vnd psalm.iren inhalt vnd vr
sach.anzaygende. Vñ mit schönen figuren dy
hystoriē bedeutēde.hat hie ein ende. Gedruckt
durch anthonium koburger in der löblichen key
serlichen reychstat Nürenberg. Nach der ge-
burt cristi des gesetzs der genaden . vierzehen
hundert vnd in dem dreyvndachtzigstē iar.am
montag nach Inuocauit. Vñ welich volbrig
ung.sey lob.glori.vnd ere.der hohen heyligē dry
ualtigkeit.vñ eynigem wesen.dem vater vñ dez
sun vnnd dem heyligen geyst.der da lebt vnnd
regiret gott ewigklich amen.

Geschriebene Nachschrift.

In dem nach der gheburt unsers herren jhesu cristi xv und xix iaren ghescreue in sant mathys cloister bussen trier.

Ein ende hat dz buch der

heymlichē offenbarūg sant iohansen des zwelf boten vnd ewangelisten.

¶ Disz durchleuchtigist werck der gantzen heyligen geschrifft. genant dy bibel für all and' vorgetrücket teutsch biblē. lauterer. clarer. vnd warer nach rechter gemeyner teutsch. mit hohez vnd grossem vleysz. gegē dem lateynischen text gerechtuertigt. vnd' schidlich punctirt. mit oberschrifften bey dem meysten teyl der capitel vnd psalm. iren inhalt vnd vrsach. anzaygende. Vñ mit schönen figuren dy hystoriē bedeutēde. hat hie ein ende. Gedruckt durch anthonium koburger in der löblichen keyserlichen reychstat Nürenberg. Nach der geburt cristi des gesetzs der genaden . vierzehen hundert vnd in dem dreyvndachtzigistē iar. am montag nach Jnuocauit. Vñ wellichs volbrīgung. sey lob. glori. vnd ere. der hohen heyligē dryualtigkeit. vñ eynigem wesen. dem vater vñ dez sun vnnd dem heyligen geyst. der da lebt vnnd regiret gott ewigklich amen.

Geschriebene Nachschrift.

In dem nach der gheburt vnsers herren jhesu cristi xv̄ vnd xix: iaren ghescreuē in sant mathys cloister bussen trier.

Schlußschrift aus einer deutschen Bibel von 1483, aus der Druckerei von Koburger in Nürnberg.

Vorrede und Schlußschrift zu des h. Augustinus berühmten Werke „über die Gottesstadt“, gedruckt von Peter Schöffer 1473. (Darunter das Doppelwappen Fust's und Schöffer's.)

Sententia beati augustini episcopi ex libro retractaconu ipius de libris de ciuitate dei.

Interea cũ roma gotthorũ irruptione a gẽtium sub rege alarico atq; impetu magne cladis euersa est: eius euersionẽ deorũ falsorũ multorũq; cultores quos vsitato noĩe paganos vocamus: in xpianã religionẽ referre conãtes: solito acerbius et amarius deum verũ blasphemare ceperunt. Vnde ego exardescens zelo domus dei: aduersus eorũ blasphemias vel errores: libros de ciuitate dei scribere institui.

Igitur aurelij Augustini ciuitatis orthodoxe fideris prefulgidi de ciuitate dei opus preclarissimum. binis sacre pagine pfessoribs eximijs id comentãtibs. rubricas tabulaq; discretam pcessam urbe moguntina partium alemanie. nõ calami per frasim. caracterũ autẽ apicibs artificiose elementatum. ad laudẽ trinitatis indiuidue ciuitatis dei presidis operose est consumatũ. p Petrũ schoiffer de gernsheim. Anno domini. M. cccc. lxxiij. die. v. mensis septembris. Presidibus ecclesie catholice Sixto tercio pontifice summo Sedi aũt moguntine Adolfo scdo presule magnifico. Tenẽte aũt ac gubernãte xpianissimi monarchiaz Imperatore serenissimo Frederico tercio Cesare semp augusto.

Abdruck beider Seiten einer Jubeldenkmünze der Buchdrucker in Nürnberg vom Jahre 1740.





Erfurter Gedenkmünze.
von 1740.



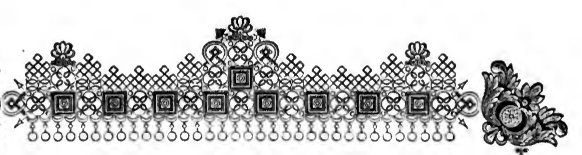
Litho = typographisches Blatt.

Quadruplirter zehnfach verwandelnder Bilder = Reim, in Jambisch = Heroischen Versen vom III. JUBILÆUM zu Erfurt, den 27. JUNII M DCC XL.

Die Kunst,	die Druckerey,	geliebt	in aller Welt,
Mit Gunst	hat ohne Scheu	geüb't	ein kluger Held.
Gutt'berg	sculpirt' im Holtz	geschickt:	das A. B. C.
Bemerck't,	und druck' es stoltz;	geschmückt	in Zinn nun seh'
Den Geist	die Göttlichkeit	hat Sie	bekannt gemacht.
Drum preist	die Welt = Weisheit	die Müh',	so groß geacht.
Sie spricht	mit aller Sprach,	und schrey't	auch übers Meer,
Geschicht	doch gar gemach;	geneigt	zu GOttes Ehr.
Sie schafft	unsterblich seyn:	Sie führ't	zum Himmel auf.
Viel Krafft	hat Sie allein,	regiert	der Menschen Lauff.
Dieß Jahr	zum Seculo	dreymahl	nun celebrirt:
Fürwahr	in dem Triplo	die Zahl	recht jubilirt.
Ja! bau't	so lange noch	fest steh't,	Erd, Himmel, Zeit.
Beschau't	nun euren Joch,	und seh't:	Buchdrucker Freud'.
VIVAT!	wer uns verwand.	Kunst schweb'	in ew'gen Flor!
Nun hat	fast alles Land	zur Heb'	dich bracht hervor!

VERBA DECEM SVA VE CONNEXA, EX ARTEQVE SERTA
QVOD CARMEN FAVET, SVA VEAT HOC TVA VOX.





Denk-Blatt

zur vierten

Säcularfeier

der Typographie

aus der Offizin von

Friedrich Knick in Erfurt.

„Und es ward Licht!"

Was wirkt und schaffet dort an jenem Orte,
Was regt sich da in steter Emsigkeit?
Ein Himmelslicht entsteigt der Eisenpforte,
Der Druckerpresse ist der Raum geweiht.
Hier kleiden sich Gedanken schnell in Worte
Und schlagen zündend in das Rad der Zeit;
Des Körpers Asche mag der Wind verwehen,
Des Geistes Werk kann nicht mehr untergehen.

In Deinem Schoosse hast Du sie erzeuget,
Die hohe Kunst, mein deutsches Vaterland;
An Deinem Busen hast Du sie gesäuget,
Hast sie gepflegt mit Deiner treuen Hand. —
Nie wird Dein Haupt, das siegende, gebeuget,
Dein Reich blüht ewig, himmlischer Verstand!
Ein Gutenberg verlieh die besten Waffen,
Durch Nacht und Graus Dir Sieg und Recht zu schaffen.

[Erasmus Darwin's Tempel der Natur.]

M. Denn





